

# Braunschweigische Heimat



83.15427

Universitätsbibliothek  
der  
Technischen Universität  
Braunschweig

1983

69. Jahrgang · Heft 1 · März

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Wolfenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

235

## *Inhaltsverzeichnis*

Dr. Werner Flehsig zum 75. Geburtstag Von Dr. Alfred Tode, Am Windmühlenberg 6, 3300 Braunschweig . . . . .	1
Die großen Hochwässer an Innerste und Oker 1981 Von Dr.-Ing. Martin Schmidt, Direktor der Harzwasserwerke des Landes Niedersachsen, Wildefüerstraße 28, 3200 Hildesheim . . . . .	3
Kleine Kulturgeschichte der Dorfkirche in Watzum (Kreis Wolfenbüttel) Von Falko Rost, Architekt im Baureferat des braunschweigischen Landeskirchenamtes, Bruchbreite 15, 3305 Dettum . . . . .	12
Zum Gedenken an den Petrefaktensammler Otto Klages Von Heinz Röhr, Pastorenkamp 12, 3308 Königslutter . . . . .	27
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1982 Von Dr. Mechthild Wiswe, Jakob-Hofmann-Weg 4, 3300 Braunschweig . . . . .	29
Naturschutz-Bemühungen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz im Jahre 1982 Von Dr. Dietmar Brandes, Allerstraße 7, 3300 Braunschweig . . . . .	30
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	31

---

Der Zweck des Vereins ist mit Bescheid des Finanzamtes Braunschweig-Stadt vom 14. 5. 1982 (AZ.IV-231-Gem LNR: B 41) als förderungswürdig im Sinne der Steuergesetze anerkannt. Für Zuwendungen über den Mitgliedsbeitrag hinaus können deshalb Spendenbescheinigungen erteilt werden.

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 44065-308  
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 111690, Braunschweig

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

69. Jahrgang

März 1983

Heft 1

## *45 Jahre Freundschaft mit Werner Flechsig – Diesem zum fünfundsiebzigsten Geburtstag –*

Von Alfred Tode



Zum 75. Geburtstag von Dr. Werner Flechsig möchte ich in unserer Zeitschrift von einer in den vergangenen, so wechselvollen Jahrzehnten nie getrübbten Freundschaft berichten. So etwas will schon etwas heißen, ist doch in der heutigen Zeit eine solche Freundschaft auch unter Arbeitskollegen nicht immer selbstverständlich.

Die persönlichen und beruflichen Beziehungen zu Werner Flechsig gehen zurück bis in das Jahr 1937, als ich als Braunschweigischer Landesarchäologe nach Braunschweig berufen wurde und den etwa dreißigjährigen Werner Flechsig als Assistenten im Institut für Vor- und Frühgeschichte der Technischen Hochschule vorfand. Er hatte als Sohn des Mu-

seumsinspektors Prof. Dr. Eduard Flechsig (Herzog Anton Ulrich-Museum) nach einem Studium in Leipzig, München und Göttingen mit einer musikgeschichtlichen Arbeit promoviert, nach einer Volontärzeit am Städtischen Museum in Braunschweig sich dann aber mehr und mehr auch beruflich seinem Studienfach Vor- und Frühgeschichte gewidmet. Von seiner selbstlosen Mitarbeit an einem Vorgesichtslehrbuch von Hermann Hofmeister konnte ich mich anhand von Manuskriptteilen und Abbildungsvorlagen im Institut für Vor- und Frühgeschichte überzeugen.

Mehrere Jahre war Werner Flechsig dann als Hilfsdozent an der Hochschule für Lehrerbildung tätig, bis er nach der Gründung des Braunschweigischen Kulturverbandes als Landesheimatpfleger und Hilfsreferent im Ministerium eingesetzt wurde.

In all diesen Jahren hielt er immer dienstlich und persönlich beste Verbindung zum Amt des Landesarchäologen und zu dem im Neuaufbau begriffenen Staatlichen Vorgesichtsmuseum, das mit dem ehemaligen „Vaterländischen Museum“ zusammen als „Braunschweigisches Landesmuseum für Geschichte und Volkstum“ in den letzten Kriegsjahren so starke Zerstörungen hinnehmen mußte.

Seine Berufslaufbahn hat dann Werner Flechsig nach dem Kriege bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1973 als Kustos und Oberkustos am Braunschweigischen Landesmuseum vollendet. Gerade in dieser Zeit konnte ich meinen Kollegen und Freund als sein „Vorgesetzter“ in seinem selbstlosen, fleißigen und kameradschaftlichen Einsatz für die Aufgaben des Museums und der Landesforschung schätzen lernen.

In den letzten Jahren vor dem Kriege und bis in die Kriegsjahre hinein hat der Landesheimatpfleger Flechsig zusammen mit dem Fotografen Rieger eine Bestandsaufnahme städtischen und dörflichen Kulturgutes (Stadtansichten, Dorfbilder, Straßenfluchten, Häuser, Werkstätten, Möbel, Geräte usw.) in Registern und vielen Tausenden von Fotos durchgeführt, die heute – vor allem nach so vielen Totalzerstörungen des Krieges – einen der wertvollsten Bestände der staatlichen Denkmalpflege darstellen.

Schon als Mitarbeiter am Deutschen Spracharchiv, dann aber mit den umfangreichen Fragebogen-Aktionen, die wir vom Landesmuseum aus über den ostfälischen Volkstumsbereich durchführten, hat Werner Flechsig zur Sprachgeschichte, Orts- und Flurnamenforschung und der gesamten ostfälischen Volkskunde ein Material gesammelt und in Registern und Zettelkatalogen aufbereitet, das in seinem hohen wissenschaftlichen Wert deshalb überhaupt nicht abzuschätzen ist, weil die meisten der ungezählten Gewährsmänner für die Erhebungen in den Dörfern heute nicht mehr leben und die heutige Generation nur noch wenig von diesen sprachlichen und anderen volkskundlichen Überlieferungen bewahren konnte.

Ungezählte Aufsätze von Werner Flechsig, zumeist in unserer von ihm selbst jahrzehntelang redigierten Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ veröffentlicht, zeigen die Fülle der Erkenntnisse, die er aus dem gesammelten und wissenschaftlich bearbeiteten Material ziehen konnte. In einer kürzlich erschienenen Würdigung der Flechsigschen Arbeiten wurde sehr treffend gesagt, für viele Gebiete der Volkskunde, Mundartforschung, Namenskunde und Musikgeschichte des ostfälischen Raumes könne der Satz gelten: „Schlag nach bei Flechsig!“



Das Lebenswerk Werner Flechsigs wird also für alle Zeiten nicht nur in seinen Veröffentlichungen, sondern in den von ihm gesammelten dokumentarischen Materialien erhalten bleiben. Sie waren für ihn selbst für seine noch heute so fleißigen und erfolgreichen wissenschaftlichen Arbeiten die Quellengrundlage. Sie werden aber noch für alle späteren Forschungen zur braunschweigischen Landeskunde, Volkskunde und Sprachgeschichte die unentbehrliche Grundlage bleiben. Das Flechsigsche „Ostfälische Wörterbuch“, das vielleicht einmal als mehrbändiges Druckwerk erscheint, ist ein Lebenswerk, wie es nicht alle Wissenschaftler einer Nachwelt hinterlassen können.

Möge mein Freund und Kollege Werner Flechsig noch selbst bei bester Gesundheit und Schaffenskraft möglichst viel aus diesem Schatz veröffentlichen.

## *Die großen Hochwässer an Innerste und Oker 1981*

Von Martin Schmidt

### **„Ein Fräulein mit unordentlichen Begierden“**

Für Wilhelm Raabe war die Innerste ein Fräulein, dem man nicht trauen könne: „Von ihrem Ursprunge mitten im wilden Harzgebirge an bis zur ihrer Ausmündung im Amt Rethen verschlechtert sich ihr Charakter von Schritt zu Schritt, . . . Mit dem Auswurfe des Harzes, dem verderblichen Puchsande geschwängert, bleiben ihre Begierden unordentlich und wird sie von Zeit zu Zeit von unheimlichen Gelüsten ergriffen, und dann schreit sie.“ (Wilhelm Raabe: Sämtliche Werke. Hrsg. v. K. Hoppe. Bd. 12. Hrsg. v. H. Butzmann u. H. Oppermann. Freiburg u. Braunschweig 1955, S. 104)

Die unheimlichen Gelüste der Innerste, die sich in Hochwasser und Überschwemmungen zeigen, haben ihren Ursprung zweifellos im Harz, wenngleich auch das Harzvorland je nach der Wechselhaftigkeit der meteorologischen Situation seinen Anteil beisteuert. Von dem 1260 km<sup>2</sup> großen Abflußgebiet der Innerste beträgt der Harzanteil mit rd. 150 km<sup>2</sup> weniger als 12 %. Der im Mittel 2 bis 2½-fach höhere Niederschlag im Harz gegenüber dem Harzvorland sagt verhältnismäßig wenig über den Hochwasseranteil des Gebirges aus. Viel wichtiger ist die Tatsache, daß von den Flächen im Harz zu Zeiten der Schneeschmelze und nach heftigen Gewittergüssen das 8 bis 10fache einer gleichgroßen Fläche des Harzvorlandes abfließen kann. Die Bedeutung des Harzes für die „Begierden“ der Innerste ist daher weit größer, als es den 12 % Flächen und dem etwa 26 %igen mittleren jährlichen Abflußanteil entspricht (Abb. 1).

Wozu die Innerste fähig sein kann, hat sie im sehr nassen, hochwasserreichen Jahr 1981 gezeigt. Im März floß ein typisches Winterhochwasser, im Juni ein typisches Sommerhochwasser ab. An ihnen läßt sich auch demonstrieren, welche Möglichkeiten die Innerste- und Granetalsperre an der „Charakterfestigung“ der Innerste, dh. für die Reduzierung der Hochwässer eröffnen.

## Das Innerstehochwasser im März 1981

Das große Hochwasser vom März 1981 bestand im Grunde aus drei im Tagesabstand aufeinanderfolgenden Hochwasserwellen, von denen jede größer als die vorangegangene war. Eine deutlich herausragende Spitze zeigte der dritte Tag.

Hochwasserereignisse sind nur zu verstehen, wenn auch die vorhergehenden Zeiten betrachtet werden. Das Jahr 1980 war überdurchschnittlich naß, der Januar 1981 ebenfalls. Wenn auch der Februar einen unterdurchschnittlichen Niederschlag zu verzeichnen hatte, so war der Boden doch weitgehend mit Wasser gesättigt. Nach einem frostreichen Februar kam es Anfang März zu einer völligen Umstellung der Großwetterlage. Es setzte sich subtropische Warmluft durch, die heftige, mehrtägige Regenfälle brachte. Innerhalb von 5 Tagen fielen im Harz 150 bis 200 % eines mittleren März-niederschlages. Ein Temperaturanstieg von  $10^{\circ}\text{C}$  ließ die Schneedecke bis in die Hochlagen des Gebirges hinein abtauen. Zum Abfluß aus dem starken Regen überlagerte sich zusätzlich ein Abfluß etwa gleicher Größenordnung aus der Schneeschmelze: Ein sehr volumenreiches und auch in der Spitze beträchtliches Hochwasser floß zu Tal (Abb. 2).

Die wegen der vorangegangenen nassen Zeit gut gefüllte Innerstetalsperre konnte die erste der drei Hochwasserwellen voll aufnehmen, lief dann aber bei der zweiten Welle über und konnte demzufolge auch die dritte Hochwasserwelle nur geringfügig von  $52\text{ m}^3/\text{s}$  \*) auf  $42\text{ m}^3/\text{s}$  kappen. Dagegen konnte die Granetalsperre, die aus Gründen der Trinkwasserversorgung einen sehr viel größeren Speicherraum hat, das ihr zufließende Hochwasser praktisch voll auffangen. Die Abgaben aus der Innerstetalsperre bestimmten zum erheblichen Teil die Abflüsse an den Pegeln (Meßstellen) Hohenrode ( $A_E^{**}) = 212\text{ km}^2$ ) mit  $53\text{ m}^3/\text{s}$  in der Spitze und Heinde ( $A_E = 900\text{ km}^2$ ) mit etwa  $100\text{ m}^3/\text{s}$ . Innerste- und Granetalsperre zusammen reduzierten das Hochwasser nur um ein bescheidenes Maß von etwa 10 % in Hohenrode und 2 % in Heinde.

In der Öffentlichkeit ist im Zusammenhang mit dem März-81-Hochwasser der Vorwurf erhoben worden, man hätte angesichts der hohen Schneelage im Harz die Talsperren nicht stark genug entleert. Die Forderung nach Umstellung der Talsperrenbewirtschaftung findet jedoch keine Stütze in den jahrzehntelangen hydrologischen Beobachtungen, so seltsam dies auch klingen mag. Diese lassen keinen gesicherten Zusammenhang zwischen Schneehöhe und Hochwasserabfluß erkennen. Die Schneehöhen im Harz Anfang März 1981 lagen nur sehr gering über den Durchschnittswerten. Bei wesentlich höheren Schneelagen ist es nur sehr selten zu stärkeren, schneebedingten Hochwasserabflüssen gekommen. Würde man eine Umstellung der Talsperrenbewirtschaftung unter Berücksichtigung der Schnee-verhältnisse vornehmen, so würde man in 8 von 10 Fällen falsche Entscheidungen treffen. Der Schnee hat für einen gewissen Zeitraum für den Regenniederschlag eine erhebliche aufsaugende und damit abflußreduzierende Wirkung. Nur in den sehr seltenen – und noch nicht voraussagbaren – Fällen, bei denen ein starker, langanhaltender Warmlufteinbruch mit extremen Niederschlägen auf eine höhere Schneedecke trifft – wie im

---

\*) Kubikmeter pro Sekunde

\*\*)  $A_E$  = Einzugsgebiet in Quadratkilometern

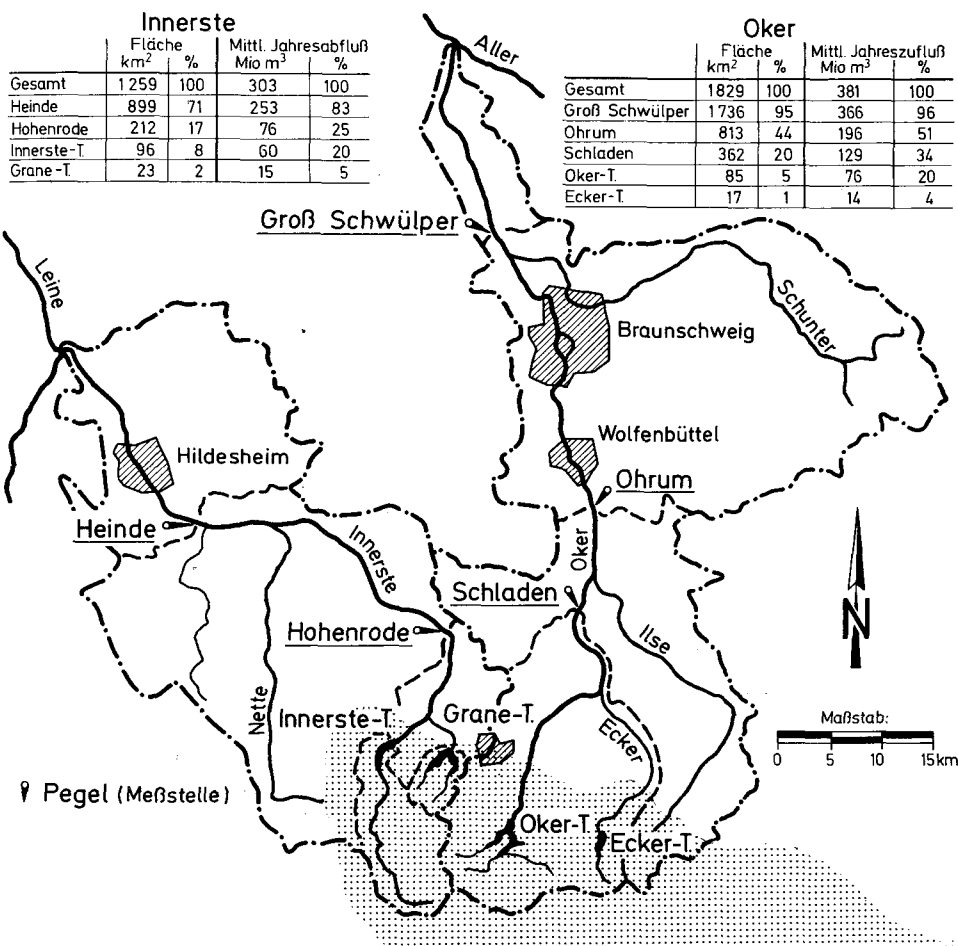


Abb. 1 Einzugsgebiete der Innerste und der Oker

März 1981 – verstärkt er das Hochwasser. Würde man die Talsperre jedesmal bei höheren Schneelagen vorsichtshalber entleeren, so hätte man häufig im Sommer leere Talsperren und damit keine Möglichkeit der Wasserbezuschung in Trockenzeiten, außerdem sehr zeitig ein unschönes Landschaftsbild. Das relativ trockene Jahr 1982 hätte man wasserwirtschaftlich nicht so einwandfrei bewältigen können, hätte man die Bewirtschaftungsweise geändert.

### Das Innerstehochwasser im Juni 1981

Völlig andere meteorologische Verhältnisse lagen der Entstehung des großen Hochwassers Anfang Juni 1981 zugrunde. Nach überdurchschnittlich nassen Vormonaten war wiederum eine fast vollständige Sättigung des Bodens vorhanden. In der Zeit vom 2. bis 5. Juni kam es nun infolge des Zusammenstoßens von Warm- und Kaltluftfronten in einem 10 bis 20 km breiten Band, das sich in Süd-West/Nord-Ost-Richtung von Göttingen über den Harz erstreckte, zu sehr starken Niederschlägen. Innerhalb von etwa 24 Stunden fie-

len im nördlichen Teil von Harz und Harzvorland 90 – 110 % des mittleren Juni-Niederschlags (im Vorland um Göttingen sogar bis zu 150 %). Dieser Niederschlag konzentrierte sich im wesentlichen auf zwei heftige Gewitter in den Morgenstunden des 3. und auf die Nachtstunden vom 3. auf den 4. Juni. Einer kleinen Hochwasserwelle am 3. Juni folgte eine sehr große am 4. Juni. Die Spitzenabflüsse waren durchaus vergleichbar mit denen, die im März auftraten. Viel geringer war das abfließende Wasservolumen. Eine typische Sommerhochwassersituation (Abb. 3).

Die Innerste- und die Granetalsperre waren Anfang Juni etwa gleich gut gefüllt wie Anfang März. Dieses Mal war aber auch die Innerstetalsperre in der Lage, das Hochwasser voll aufzunehmen. Innerste- und Granetalsperre zusammen konnten einen Spitzenabfluß aus dem Harz von insgesamt  $60 \text{ m}^3/\text{s}$  zurückhalten. Aus der Granetalsperre floß die normale Wassermenge von  $150 \text{ l/s}$ , aus der Innerstetalsperre wurde eine maximale Wassermenge von  $10 \text{ m}^3/\text{s}$  zu einem Zeitpunkt abgelassen, als das Hochwasser im Harzvorland bereits deutlich abgeklungen war (Bild 3). Durch die Zurückhaltung des Harzwassers lag der Abflußwert am Pegel Hohenrode ( $33 \text{ m}^3/\text{s}$ ) bei mehr als doppelt so großer Fläche etwa 25 % unter dem Zuflußwert zur Innerstetalsperre ( $44 \text{ m}^3/\text{s}$ ). Hätte es die Innerste- und die Granetalsperre nicht gegeben, so wäre der Abfluß mehr als doppelt so groß, nämlich etwa  $70 \text{ m}^3/\text{s}$ , gewesen – mit den entsprechenden Überschwemmungen. Der tatsächliche Abfluß am Pegel Heinde von rd.  $95 \text{ m}^3/\text{s}$  hätte ohne die beiden Harztalsperren vermutlich etwa  $110 \text{ m}^3/\text{s}$  betragen, deutlich mehr als der Märzabfluß!

### **Die Oker – kein „besseres Fräulein“**

Der schlechte Charakter und die Begierden, die Wilhelm Raabe der Innerste ankreidet, gelten auch für die Oker. Sogar im verstärkten Umfange, zumindest für ihren Urzustand. Auch hier ist der Harz die Ursache für die Sprunghaftigkeit des Wasserabflusses. Die Oker reicht weit in die Hochlagen des Mittelgebirges hinein, woraus sich die Heftigkeit des Abflusses zumindest für den Bereich bis zur mittleren Oker erklärt. Außerdem fehlt hier die etwas ausgleichende Wirkung der vielen alten Oberharzer Teiche, wie dies bei der Innerste der Fall ist.

Erst die Ecker- und die Okertalsperre haben der Launenhaftigkeit der Oker merkliche Zügel angelegt. Aber bei einem Flächenanteil des Harzes von 13 % am Gesamtabflußgebiet der Oker bis zur Einmündung in die Aller mit einem mittleren Jahresabflußanteil von 39 % (Abb. 1) reichen diese beiden Talsperren nicht aus, um flächenhaft entstehende Hochwässer auf ein wünschenswertes Maß zurückzudrücken.

### **Das Okerhochwasser im März 1981**

Für die Oker galten dieselben meteorologischen Voraussetzungen wie für die Innerste, so daß vom Grundsatz her derselbe Hochwasserablauf eintrat. Vom 9. bis 12. 3. liefen hintereinander drei Hochwasserwellen ab, von denen auch an der Oker die zweite größer war als die erste, um dann nach der dritten mit einer deutlich herausragenden Spitze schnell zurückzugehen. Im Harzvorland war diese Dreiteilung um so weniger ausgeprägt, je mehr sich die Hochwasserwellen der Okermündung näherten (Abb. 4).

Die Okertalsperre lief 25 Jahre nach ihrer Inbetriebnahme zum ersten Mal über, wenn man von einem absichtlich herbeigeführten geringfügigen Überlaufen zur Erprobung der Hochwasserentlastungsanlage im Jahre 1958 einmal absieht. Während die ersten beiden Hochwasserwellen noch voll aufgenommen werden konnten, reichte für die dritte die Kapazität nicht mehr aus: Die Heberanlage an der Mauerkrone trat in Aktion. Immerhin ergossen sich statt eines Spitzenzuflusses von  $75 \text{ m}^3/\text{s}$  nur etwa  $49 \text{ m}^3/\text{s}$  talabwärts.

Die Eckertalsperre nahm das Wasser aus ihrem Zuflußgebiet praktisch voll auf. Zur Zeit des Spitzenzuflusses von  $15 \text{ m}^3/\text{s}$  wurden  $2 \text{ m}^3/\text{s}$  abgegeben, später  $4 \text{ m}^3/\text{s}$ . Oker- und Eckertalsperre haben den Spitzenzufluß aus ihren Gebieten von  $90 \text{ m}^3/\text{s}$  auf etwa  $50 \text{ m}^3/\text{s}$  verringert. Dies bewirkte, daß am Pegel Wöltingerode mit einem 1,8fach größeren Einzugsgebiet der Abfluß deutlich unter dem Spitzenzufluß der Okertalsperre lag, am Pegel Ohrum mit einem etwa 10fachen Abflußgebiet nur leicht darüber.

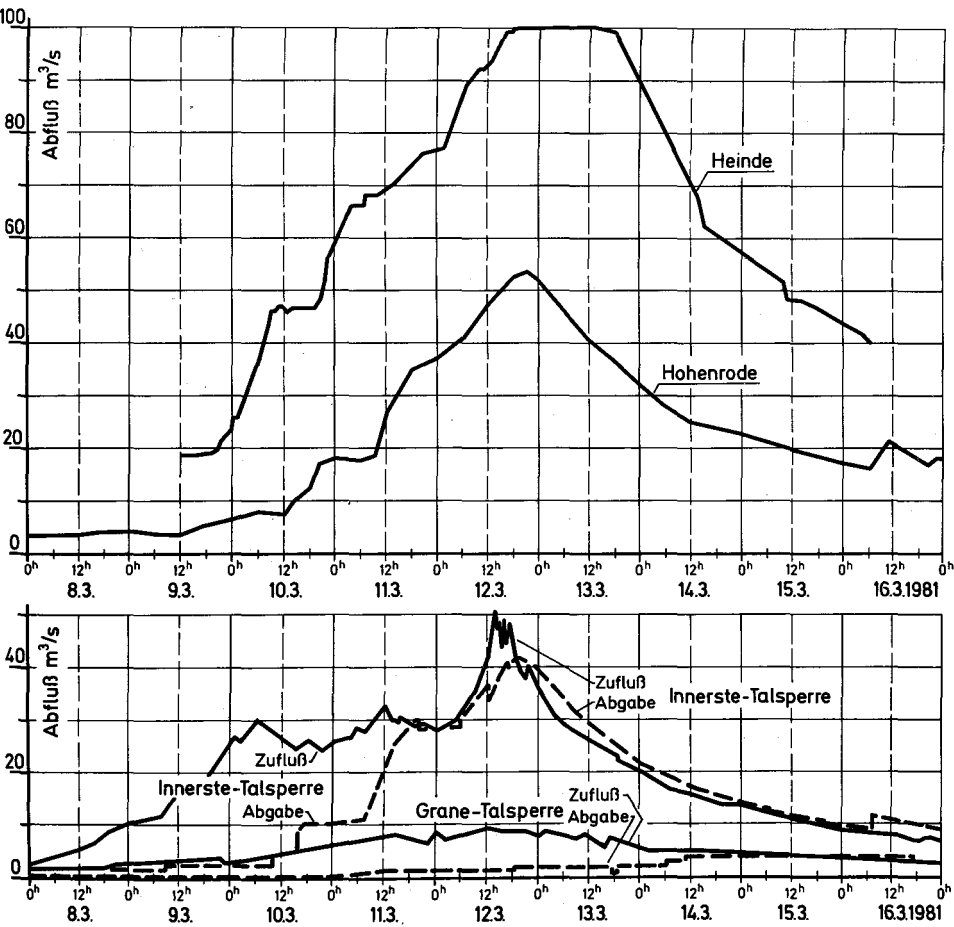


Abb. 2 Innerstehochwasser im März 1981

## Das Okerhochwasser im Juni 1981

Während im Südharz das Juni-Ereignis im wesentlichen durch die ungewöhnlich starke Überregnung des Harzvorlandes bestimmt war, waren im Nordharz, gemessen an den mittleren Juni-Niederschlägen, Harz und Harzvorland etwa gleich stark beteiligt. Die beiden heftigen Gewitter am 3. und 4. Juni führten auch an der Oker nach einem Anschwellen am 3. Juni am folgenden Tag zu einer großen, wenn auch wesentlich kürzeren Abflußwelle als im März. Der Zufluß zur Eckertalsperre lag in der Spitze wesentlich höher als im März, an der Okertalsperre lag er um 30 % darunter. Im Vorland zeigte der Pegel Schladen praktisch die Abflußspitze vom März, während in Ohrum wegen der inzwischen eingetretenen Ausuferungen und Überschwemmungen ein deutlich geringerer Wert als im März auftrat, der sogar in der Spitze, trotz des größeren Abflußgebietes, unter dem von Schladen lag. Bei Groß Schwülper wurden mit  $127 \text{ m}^3/\text{s}$  etwa 20 % weniger als im März gemessen (Abb. 5).

Ecker- und Okertalsperre konnten das Hochwasser im Juni vollständig schlucken. Sie haben dadurch das Okerhochwasser im Vorland erheblich reduzieren können. Beide Talsperren zusammen haben einen Spitzenzufluß von mehr als  $75 \text{ m}^3/\text{s}$  zurückgehalten. Das ist mehr als der aufgetretene Abfluß bis zum Pegel Schladen. Hätte es die beiden großen Harztalsperren nicht gegeben, so wäre schätzungsweise der Abfluß in Schladen statt  $67 \text{ m}^3/\text{s}$  etwa  $120 \text{ m}^3/\text{s}$  gewesen. Dies hätte weiter unterhalb zu erheblich größeren und längeren Überschwemmungen geführt. Mit einiger Sicherheit läßt sich sagen, daß ohne die Oker- und Eckertalsperre die Abflüsse und damit die Überschwemmungen über denen vom März 1981 gelegen hätten, wenngleich sie auch nicht so lange angedauert hätten.

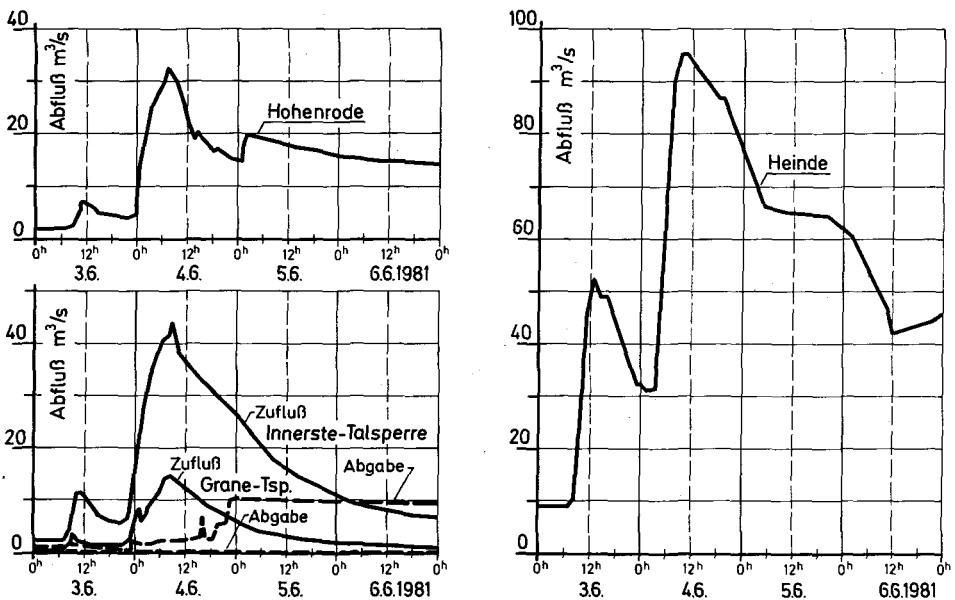


Abb. 3 Innerstehochwasser im Juni 1981



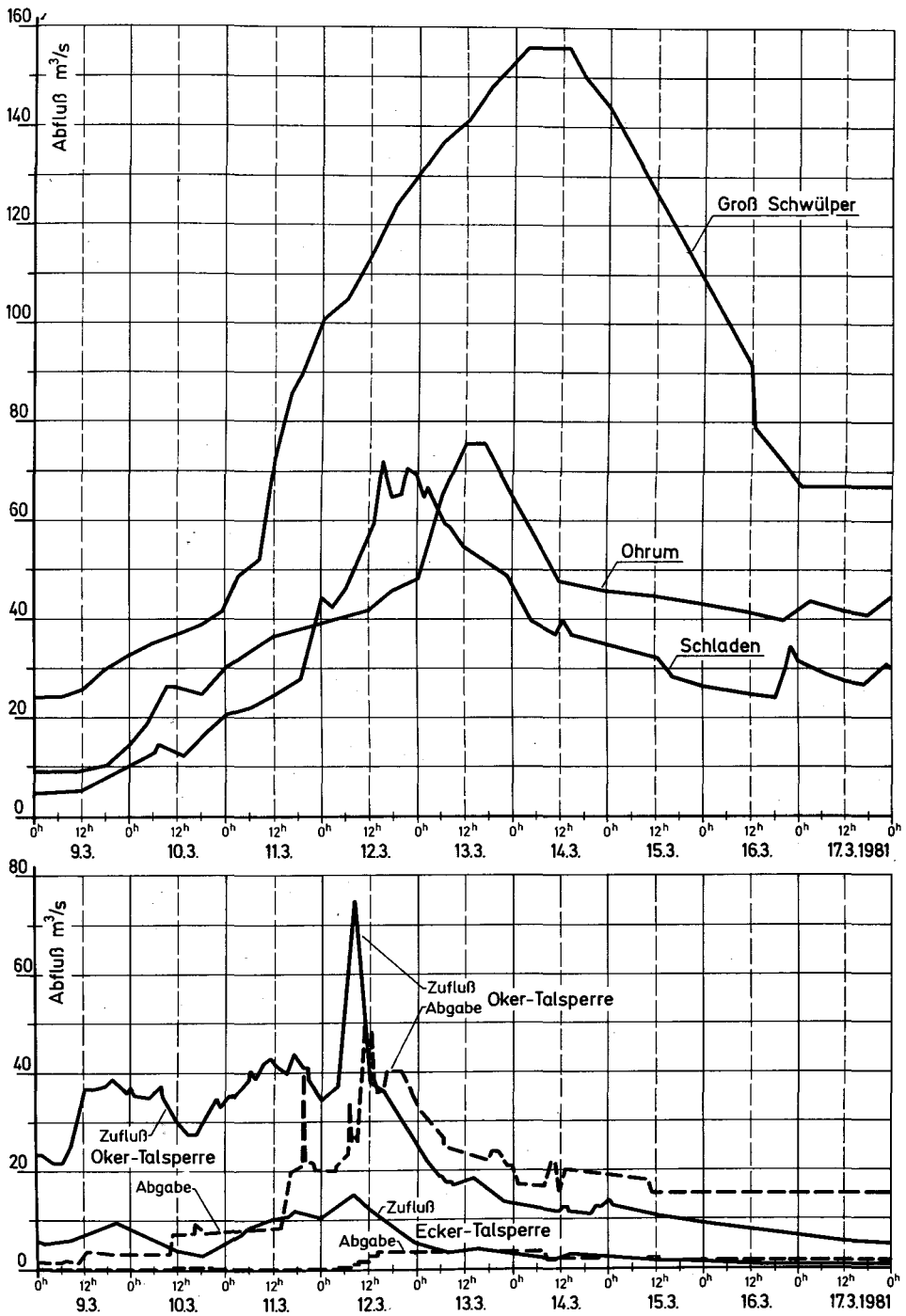


Abb. 4 Okerhochwasser im März 1981

## **Ein besserer Hochwasserschutz für Innerste und Oker?**

Mit den Hochwässern ist es wie mit den Begierden: Sie entstehen aus den verschiedensten Anlässen, sind unterschiedlich geartet, aber man kann sie trotzdem in grobe Kategorien einteilen. Winterhochwässer haben im allgemeinen bei hohen Spitzenabflüssen ein größeres Volumen. Im Sommer erreichen die Hochwässer mitunter höhere Spitzenwerte als im Winter, aber das Volumen der Hochwasserwellen ist im allgemeinen wesentlich kleiner. Aber für beide Fälle gilt: Ausnahmen bestätigen die Regel. Hochwässer sind immer sehr individuelle Ereignisse.

Seit Wilhelm Raabes Tagen hat sich in den Begierden und im Charakter von Innerste und Oker zumindest zeitweilig einiges stark gebessert. Die vier Talsperren im Nordharz haben sehr viel bewirkt. Vor allem gilt dies für das nahe, weniger stark für das fernere Harzvorland. Hochwässer, die aufgetreten sind und Not und Verwüstungen gebracht haben, prägen sich ein, bleiben haften. Hochwässer, die man verhindert hat, werden in der breiten Öffentlichkeit nicht bemerkt und gelten daher als nicht existent. Und dennoch sind sie aufgetreten, denn die Natur und die das Hochwasser bestimmenden Faktoren haben sich nicht geändert.

Die Okertalsperre hat in den 25 Jahren ihres Bestehens nicht nur das größte Hochwasser mit 92 m<sup>3</sup>/s voll geschluckt, sondern auch von den 47 Hochwässern (im Jahresdurchschnitt zwei!!) lediglich vier an den Unterlauf weitergegeben. Und diese noch in erheblich reduzierter Form. Dasselbe gilt im Prinzip für die Eckertalsperre. Die Granetalsperre hält sehr sicher das gesamte Hochwasser ihres Abflußgebietes zurück. Wesentlich unbefriedigender sind die Verhältnisse an der Innerstetalsperre, deren nutzbarer Stauraum zur Aufnahme des Hochwassers nicht groß genug ist. Leider gehört zu den schlechten Seiten der Innerste auch ein sehr niedriger Abfluß in Trockenzeiten. Auch hier hilft die Talsperre. Aber zu einer wirksamen Hilfe reicht der verfügbare Stauraum nicht aus. Die Innerstetalsperre ist bei der Größe ihres Abflußgebietes und bei der mittleren Jahreswassermenge, die ihr zufließt, die kleinste aller neuen Harztalsperren. Ihre Hochwasserwirkung ist daher am geringsten. In dem zu kleinen Stauraum können die gestellten gegensätzlichen Aufgaben Hochwasserschutz und Niedrigwasseraufhöhung nur unbefriedigend erfüllt werden.

Die Unstetigkeit des Wasserabflusses mit den immer wieder verheerenden Hochwässern läßt sich nur durch eine Zurückhaltung des Hochwasserabflusses erreichen. Hierfür bietet der Harz die besten und wirtschaftlichsten Möglichkeiten. Das heißt aber nicht, daß bei dem flächenmäßig geringeren Harzanteil allein durch die Talsperren im Harz eine voll befriedigende Hochwasserreduzierung erreicht werden könnte. Der vor mehr als 20 Jahren aufgestellte „Aller-Leine-Oker-Plan“ der Niedersächsischen Landesregierung sieht daher auch neben den Maßnahmen im Harz mehrere Hochwasserrückhaltebecken im Harzvorland vor. Wegen der überragenden Bedeutung des Hochwasseranteils aus dem Harz sind die Talsperren das Rückgrat jeder Hochwasserdämpfung aber nicht das alleinige Mittel.

Will man einen stärkeren Hochwasserschutz durch die Talsperren, muß man bedenken, daß diese auch eine verstärkte Wasserabgabe in Trockenzeiten gewährleisten und

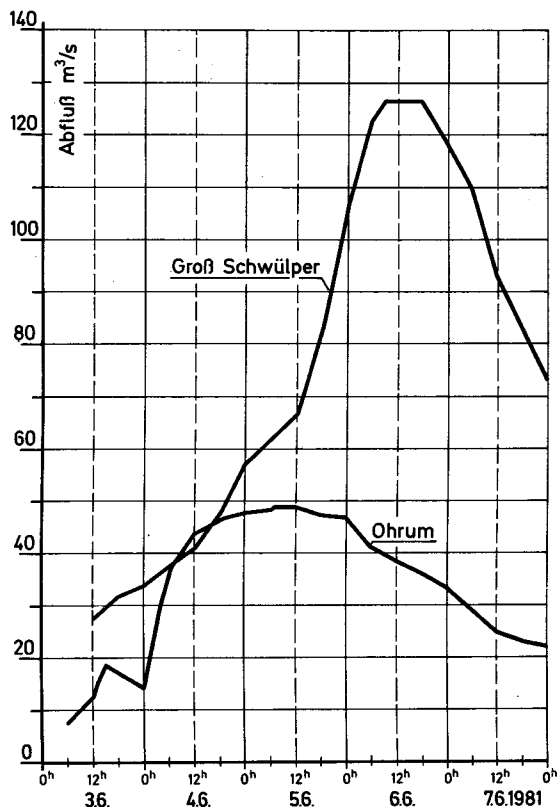
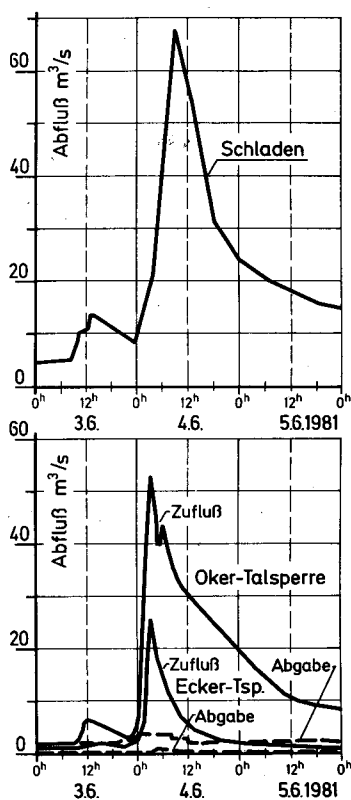


Abb. 5 Okerhochwasser im Juni 1981

Trinkwasser bereitstellen sollen. Das sind aber gegensätzliche Aufgaben. Der Hochwasserschutz verlangt eine möglichst leere Talsperre, um viel Wasser auffangen zu können, die Niedrigwasseraufhöhung eine möglichst gut gefüllte Talsperre, da man nie weiß, wie lange die vor einem liegende Trockenheit andauern wird.

Die Erfüllung dieser sich widersprechenden Forderungen ist nur bei ausreichend großem Stauraum möglich, der dann auch effektivere Bewirtschaftungspläne zulassen würde. An der Innerstetalsperre ließe sich die unbefriedigende Situation nur durch eine Vergrößerung des nutzbaren Stauraumes erreichen. Hierfür wäre eine Reduzierung der Eisernen Reserve um 2 oder 4 Mio  $\text{m}^3$  geeignet oder/und eine Vergrößerung des Speichervolumens der Innerstetalsperre durch Erhöhung des Sperrdammes. Hätte man das Märzhochwasser in derselben Form wie an der Granetalsperre voll zurückhalten können, dann wäre immerhin der Abfluß in Hohenrode von 53 auf 18  $\text{m}^3/\text{s}$  und der in Heinde von rd. 100 auf rd. 72  $\text{m}^3/\text{s}$  verringert worden! Gerade die Reduzierung in Heinde beim Juni-Hochwasser von 110 auf nur 95  $\text{m}^3/\text{s}$  zeigt aber auch, daß Harztalsperren allein den Hochwasserabfluß im mittleren und unteren Innerstegebiet nicht nachhaltig und sicher reduzieren können. Dies schaffen nur zusätzliche Hochwasserrückhaltebecken.

Technisch schwieriger (und von der Notwendigkeit geringer) wären Nachbesserungen an den Harztalsperren im Okergebiet. Immerhin hat man hier einen mehr als 95 %igen Hochwasserschutz erreicht! Es ist für die Oker schwierig, ohne umfangreiche Vorbereitungen und komplizierte Rechnungen halbwegs exakt nachzuweisen, wie stark die Hochwässer an den Meßstellen Schladen, Ohrum und Groß Schwülper hätten reduziert werden können, wenn es gelungen wäre, das im März 1981 der Okertalsperre zufließende Wasser voll aufzufangen. Überschlägig kann man jedoch sagen, daß der Abfluß in Schladen um ca. 25 %, in Ohrum um ca. 15 % und in Groß Schwülper um ca. 5 % reduziert worden wäre. Es ist fraglich, ob hohe Ausgaben im Harz hierfür vertretbar wären. Die geringe Reduzierung für Groß Schwülper ergibt sich einfach aus der Flächenhaftigkeit und aus den inzwischen eingetretenen großen Ausuferungen, weil Hochwasserrückhaltebecken unterhalb fehlen, die die Überschwemmungen vermeiden helfen. An der Oker verspricht der Bau weiterer Hochwasserrückhaltebecken im Harzvorland einen größeren Effekt.

Man könnte sicherlich – in den Bildern Wilhelm Raabes – den Charakter der Innerste und den der Oker durch eine entsprechende Therapie kultivieren. Damit täte man nicht nur den beiden Harzflüssen sondern auch Leine und Aller viel Gutes an. Temperamentlose „Fräuleins“ würden dadurch sicherlich nicht geschaffen. Ob man dies aber will, ist eine politische Entscheidung.

#### Schrifttum

1. Schmidt, M: Hochwasserschutz im Westharz. In: Wasser und Boden, Hamburg, Heft 4/1969. –
2. Schmidt, M.: Südhartalsperren und Leine-Hochwasser. In: Neues Archiv für Niedersachsen, Göttingen Heft 4/82. – 3. Schmidt, M: Die Hochwasserdämpfung durch die Mehrzweckalsperren im Westharz. In: Wasser und Boden, Hamburg, Heft 12/82. – 4. Tonn, R.: Das Märzhochwasser 1981 im Westharz. In: Wasser und Boden, Hamburg, Heft 12/81. – 5. Tonn, R.: Ungewöhnliche Hochwässer aus dem Harz. In: Neues Archiv für Niedersachsen, Göttingen Heft 2/82. – 6. Tonn, R.: Das Junihochwasser 1981 im Westharz. In: Wasser und Boden, Hamburg, Heft 2/83.

## *Kleine Kulturgeschichte der Dorfkirche in Watzum Kreis Wolfenbüttel*

Von Falko Rost

Die Watzumer Kirche ist eine der vielen Dorfkirchen im Braunschweiger Umland, die nicht mehr mit bedeutender Innenausstattung aufwarten können. Da auch das Äußere der mittelalterliche Kirche durch Anbauten recht beeinträchtigt ist, würde man ohne die erhöhte Lage über den Dächern des Dorfes kaum auf sie aufmerksam werden.

Beginnt man aber, sich im Einzelnen – etwa von der Beziehung zur nahegelegenen Landstadt Schöppenstedt her – mit der Watzumer Kirche zu befassen, so erschließt sich ein kulturgeschichtlicher Abriß dieser dörflichen Kirche, der ihre Lage als weithin sichtbare Landmarke der östlichen Schöppenstedter Mulde rechtfertigt. Einen allgemeinen Überblick der Baugeschichte erlaubt schon das Äußere<sup>1)</sup> des wuchtigen, stark gegliederten Ge-

bäudes (Abb. 1): Ältester, im Laufe der Jahrhunderte kaum veränderter Bauteil ist der massige, durch wenig Öffnungen gegliederte romanische Turm. Das Kirchenschiff mit seinen abgestuften Strebepfeilern und dem 3/8 Chorabschluß mit großem Ostfenster weist auf gotische Entstehung hin. Etwas unmotiviert wirkt der westliche Turmanbau, ein Anfang des 19. Jahrhundert erbautes Erbbegräbnis. Jüngste Beifügungen sind die um die Jahrhundertwende entstandenen Querhäuser mit Sakristei und dem Treppentürmchen, die aus heutiger Sicht den Charakter der mittelalterlichen Kirche eher stören.

Der Kirchenhügel am nordwestlichen Dorfrand, der seit dem Bestehen der Kirchengemeinde Watzum noch immer als Friedhof dient, ist wie zur deutlichen Abgrenzung zum restlichen, tiefer gelegenen Teil des Dorfes, ummauert.

Die Endung des Ortsnamens auf – heim – (Erwähnung Wattekesheim 1219 – 1225) läßt in diesem siedlungsgünstigen Gelände eine bereits vor der fränkischen Eroberung und Christianisierung bestehende Siedlung vermuten<sup>2)</sup>. Es hat danach noch etwa 3 Jahrhunderte gedauert, bis sich auch in Watzum eine von der sozialen Struktur unabhängige Kirchengemeinde gebildet hatte, für die ein Kirchengebäude notwendig wurde. Die erhöhte, von allen Seiten gut einsehbare Lage, mag für die Wahl des Hügels als Bauplatz ausschlaggebend gewesen sein. Denkbar sind aber auch Beeinflussung und Eigentumsverhältnisse des nicht mehr bekannten Kirchengründers.

Seit der ersten schriftlichen Erwähnung eines Pfarrers (1295, Conradus plebanus)<sup>3)</sup> ist Watzum bis in jüngste Zeit Pfarrsitz gewesen. Zugleich war Schöppenstedt immer Sitz der vorgesetzten unteren Kirchenbehörde: im Mittelalter des Archidiakonates im Bistum Halberstadt, nach der Reformation Sitz der Superintendentur und in der neueren Zeit Propsteisitz der ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig. Im 16. Jahrhundert wurden die Kirchengemeinden Uehrde und Barnstorf von hier mit verwaltet, später war Watzum alleiniger Pfarrbezirk. Nachdem 1966 mit Dr. O. Schweckendieck der letzte in Watzum wohnhafte Pfarrer tödlich verunglückt war, wurde Watzum zunächst von Wittmar und Schliestedt aus betreut. Danach wurde bis heute der Pfarrbezirk II in Schöppenstedt für Watzum zuständig.

Die Amtszeit des 1. lutherischen Pfarrers in Watzum ist besonders erwähnenswert: Im 16. Jahrhundert litt das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel während der langen Regierungszeit Herzog Heinrichs des Jüngeren unter dauernden kriegerischen Auseinandersetzungen, die zum Teil mit gewaltsamer Reformation und Gegenreformation verbunden waren. So wird 1552 das Rittergut und sicherlich auch ein Teil des Dorfes von den Söldnern des Grafen Volrad von Mansfeld zerstört, wohl um dem Herzog in Person seines Parteigängers Christoph von Weferling zu schaden<sup>4)</sup>.

Viele Pfarrer hatten sich unter dem Zwang der Ereignisse der jeweils herrschenden Richtung anzupassen, um überleben zu können. In seiner als ununterbrochenen angenommenen Amtszeit von 1542 – 1572 erlebte der Pfarrer Hermann Jacob Strube<sup>5)</sup> die gesamte Zeit der Religionswirren. Da er bei der Gegenreformation nicht vertrieben wurde, wird Strube schon vor 1542 als Priester in Watzum gewesen sein. Er hat zunächst dem Papsttum, später, bei der Rückkehr Herzog Heinrichs dem Luthertum abgeschworen und ist bei der endgültigen Reformation des Herzogs Julius wieder als lutherischer Pfarrer übernommen worden.

Überregionale Bedeutung erlangte das Watzumer Pfarrhaus während der Amtszeit des Pfarrers Ferdinand Breymann. Unter Leitung von Henriette Breymann wurde hier 1854 nach fortschrittlichen pädagogischen Ideen ein Landerziehungsheim gegründet. Später, nach der Verlegung nach Wolfenbüttel, erfreute sich das „Breymannsche Institut“ zur Ausbildung von Töchtern und jüngeren Frauen eines europaweiten Rufes.

Mit dem 1977 erfolgten Verkauf des geschichtsträchtigen Pfarrhauses südwestlich der Kirche, das 1662 und 1732 vollständig niedergebrannt war und jedes Mal mit Hilfe einer landesweiten Kollekte wieder aufgebaut wurde<sup>6)</sup>, endete die lange Zeit, in der Watzum Pfarrsitz war.

Ein Kirchenneubau ohne die Schutzherrschaft eines Heiligen war in der infrage kommenden Zeit nicht denkbar. Das Patrozinium der Watzumer Kirche wird durch erreichbare Reliquien oder durch Wahl der Kirchengemeinde bestimmt worden sein. Die einzige greifbare Nachricht, leider ohne Quellenangabe, spricht von dem Patrozinium Nikolaus<sup>7)</sup>. Der sich von Süden nach Norden ausbreitende Nikolauskult ist in unserer Gegend vom 11. Jahrhundert an festzustellen, östlich der Oker, im Bistum Halberstadt, findet man mehrere datierbare Nikolauskirchen im 12. Jahrhundert, z. B. die für 1178 oder früher anzusetzende Pfarrkirche im Braunschweiger Stadtkreis<sup>8)</sup>. Bemerkenswert viele romanische dörfliche Nikolauskirchen gibt es in der näheren Umgebung von Watzum, nämlich: In Neindorf, Hachum, Kneitlingen, Ingeleben, Hoiersdorf und Söllingen<sup>9)</sup>. Eine nähere Untersuchung dieser Häufung von Nikolauskirchen nahe der Grenze zum Territorium des Bischofs von Halberstadt wäre sicher aufschlußreich.

Das Patronat hatte schon vor 1313 der Herzog inne, was die Vermutung zuläßt, daß das Welfenhaus bei seinem beträchtlichen Grundbesitz in Watzum und Umgebung als Kirchengründer infrage kommt. Herzog Albrecht verleiht 1313 das Patronat an die Landkomende Sachsen des Deutschen Ordens in Lucklum, als Gegenleistung für die Aufnahme seines Sohnes Wilhelm in den Orden<sup>10)</sup>. Unter Herzog Rudolph wird 1671 das Patronat der Kirche Watzum vom Deutschen Orden im Tausch für das in Erkerode wieder erworben. Nach Abdankung des Herzogshauses 1918 ging das herzogliche Patronat, das keinerlei Baulast umfaßte, zunächst auf die Kirchenregierung über, später wurde es im Zuge gesetzlicher Regelung praktisch aufgehoben.

Ohne Berücksichtigung der seit dem 13. Jahrh. in der Schöppenstedter Mulde begüterten Familie von Weferling<sup>11)</sup>, Rittergutsbesitzer und Gerichtsherrn in Watzum, wäre die Geschichte der Kirche unvollständig. Diese waren, anders als bei den Kirchen ihrer Besitzungen in Groß Vahlberg und Völkenrode, nie Patrone der Watzumer Kirche. Für die einflußreichste Familie des Dorfes ergab sich jedoch fast zwangsläufig eine Beziehung zu den Angelegenheiten der Kirche, die nicht nur durch Anlage der Adelspriche und des Erbbegräbnisses, sondern auch durch Stiftung von Kirchengeräten und einer Orgel dokumentiert wird.

Die bedeutendste Persönlichkeit der v. Weferling war Eduard Ernst Friedrich, geb. 1658 – gest. 1723, Schatzrat und Landrat, Kammerjunker und „Erb- und Gerichtsherr auf Watzum, Großen Vahlberg, Völkenrode und Bornum“. Als aufgeklärter Gerichtsherr des „Adligen Gerichtes Watzum“, in dem auch unter Beachtung der herzoglichen Appellation





Abb. 1 Kirche in Watzum von Norden gesehen.

Foto: Dieter Büchner

Todesurteile ausgesprochen und vollstreckt wurden<sup>12)</sup>, behandelt er seine Untergebenen mit Güte, er verbesserte die Lebensbedingungen der Bauern und wirkte segensreich für seine Umgebung. Der Schatzrat machte sich nach Antritt seines Erbes vor allem um die Besserung des verelendeten Dorfes Watzum nach dem 30jährigen Kriege verdient<sup>13)</sup>. Sein Ansehen wurde vom Pastor und seiner Gemeinde noch lange nach seinem Ableben in Ehren gehalten.

Wurden bis 1670 die v. Weferling auf dem Kirchhof bestattet, so war das Erbbegräbnis fortan unter dem Chorraum und der Sakristei der Kirche. Hiervon waren noch 1749<sup>14)</sup> Leichensteine zu sehen. Vor 1686 erwarb der Schatzrat das Erdgeschoß des Kirchturmes als Erbbegräbnis. Die engere Familie des Schatzrates wurde hier in vier Stein- und zwanzig Holzsärgen bestattet. Nach der Beisetzung des letzten Herrn v. Weferling auf Watzum, des Capitains Anton Burkhard Friedrich Heinrich, im Oktober 1755 wurde das „Adlige Gewölbe“ zugemauert<sup>15)</sup>.

Nach kurzzeitiger Belehnung des Gutes Watzum an den Herrn v. Fürstenberg wurde es zu Gunsten der Familie v. Münchhausen allodifiziert, die es 1792 an den Oberamtmann Hecht zu Stötterlingenburg verkaufte. Das Gut gelangte später im Erbgang nacheinander an die Familien Diederichs und Schulze, die bis heute das besondere Verhältnis des Gutsbesitzers zur Kirche, dargestellt durch das westlich des Turmes angebaute Erbbegräbnis und den Kirchenstuhl im nördlichen Querhaus der Kirche, bewahrt haben.

Anhand von Hinweisen aus der Bauakte (die bauliche Veränderungen ab 1622 anzeigt), Beobachtungen am Baukörper während der Renovierungsarbeiten und Berücksichtigung der greifbaren Literatur, läßt sich die Baugeschichte der Watzumer Kirche in 5 Darstellungen der baulichen Entwicklung beschreiben (Abb. 2).

## **I. Die Zeit vor dem 15. Jahrhundert**

Von dem ursprünglichen Kirchenschiff sind keine Reste mehr vorhanden. Der später errichtete gotische Nachfolgebau dürfte jedoch, wie häufig zu beobachten ist, die alten Fundamente beibehalten haben. Die östliche Giebelwand mit der verhältnismäßig kleinen Öffnung zum Chor läßt für die ursprüngliche Kirche einen niedrigen Choranbau, evtl. in Apsisform, vermuten. Näheres muß einer archäologischen Untersuchung überlassen bleiben.

Der ca. 7,85 x 9,60 m große Turm mit der Traufenhöhe von ca. 16,50 m ist mit dem größten Teil seiner Bausubstanz von der 1. Kirche überkommen. Die Schnittfugen zum Anschluß des Schiffes zeigen an, daß er auch unabhängig vom 1. Kirchenschiff gesehen werden kann. Der Turm, der ohne wesentliche Änderung seines Aussehens häufig repariert wurde, hatte bis 1834 ein Satteldach mit aufgemauerten überhöhten Giebeln der Süd- und Nordseite. Das Erdgeschoß weist eine für die Romanik seltene, südliche Eingangstür mit Rundbogen und 2 Bogenöffnungen zum Kirchenschiff auf.

In späterer Zeit wurde der untere Bereich mit einer Tonne nebst Stichkappen zu den südlichen und nördlichen Maueröffnungen überwölbt. Spätestes seit dem gotischen Kirchenschiff mit seinem Südeingang war der Turmeingang entbehrlich geworden und wurde zugemauert. Die kirchliche Nutzung des unteren Turmbereiches ist nicht bekannt. Eine Untersuchung über Dorfkirchen im Bistum Hildesheim<sup>16)</sup> (westlich der Oker), die aber auch für unser Gebiet herangezogen werden kann, läßt die Datierung des Turmes nach den Kriterien des ursprünglich unüberwölbten, quer-rechteckigen Grundrisses und der niedrigen Durchgänge zum Schiff für das 12. Jahrhundert zu. Die doppelte Bogenöffnung zum Schiff und die Südtür finden sich auch in dem auf 1160 datierbaren Turm der Schöpenstedter Stephanuskirche<sup>17)</sup>, die als Archidiakonatskirche zum Vorbild gedient haben könnte. Ähnliche Bogenöffnungen sieht man noch in den nahen Kirchtürmen Groß Vahlberg, Semmenstedt und Evessen.

## **II. Das 15. Jahrhundert**

Im Verlauf des 15. Jahrhunderts wird das jetzt noch vorhandene Kirchenschiff erbaut. Wohl in Anlehnung an den vorangegangenen Bau gab es einen bis unter das Dach gemauerten Ostgiebel mit einer nur ca. 4 m breiten Bogenöffnung zum 3 Stufen (22 Zoll) erhöhten und mit Gipsestrich versehenen Chor. Der ursprünglich offensichtlich schmaler und niedriger geplante Chor ist dann gegenüber dem Schiff nur gering eingeschnürt worden und hat gleiche Firsthöhe erhalten. Zwei Beschreibungen aus späterer Zeit berichten über das Äußere des Gebäudes und des Kirchhofes, die Situation des 15. Jahrhunderts dürfte nicht wesentlich verändert vorgefunden worden sein:

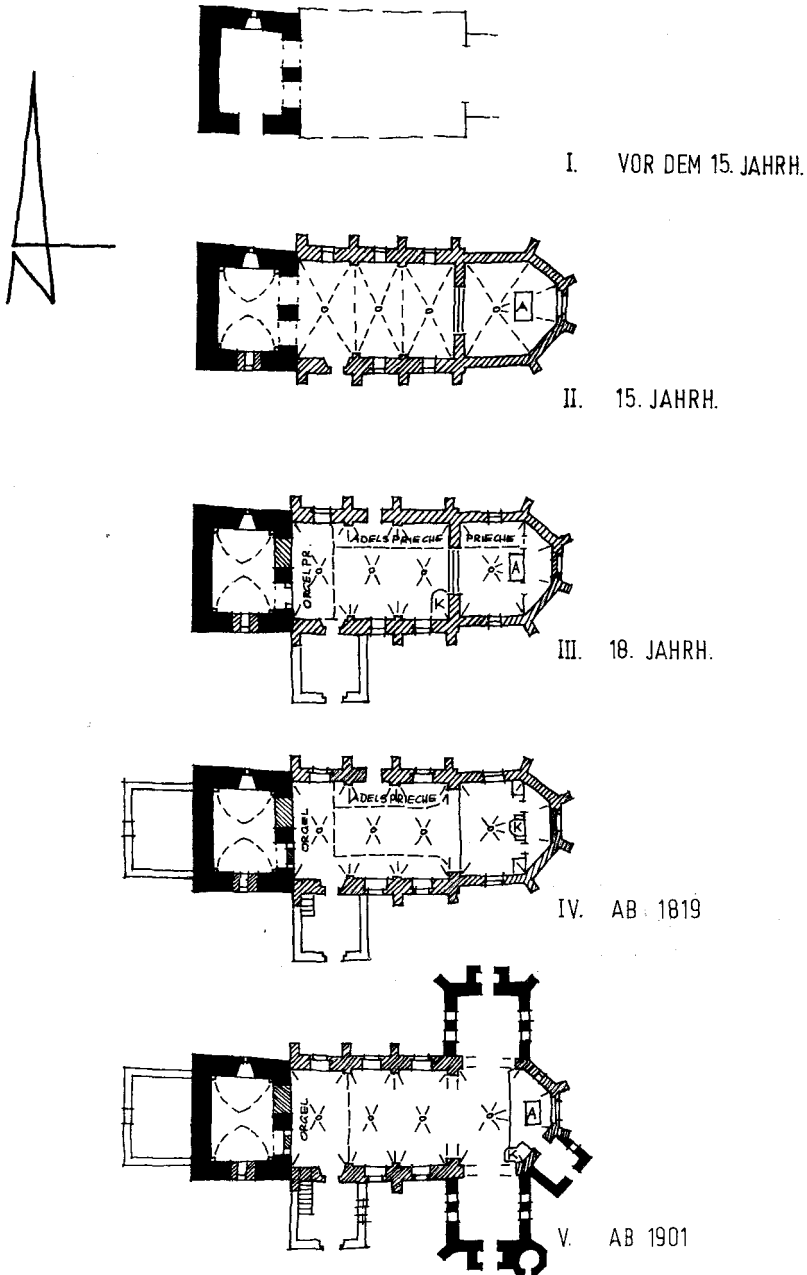


Abb. 2 Bauliche Entwicklung der Kirche in Watzum.  
 Nach „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig“. Bd. 3, S. 277.  
 Reproduktion: Dieter Büchner

1. Beschaffenheit und Zustand der Kirche zu Wazzem (1670)<sup>18)</sup>:

„Die Wazzemsche Kirche nun, ob sie nicht gar gros, ist sie doch durch und durch mit einem starken Gewölbe wohl verwahret und meist mit Schiffersteinen gedecket . . . Und nach dem in dem 30jährigen Krieg an dem Thurm nicht viel gebessert worden, sind Balcken, Boden und Glockenstuhl in demselben von Regen verfaulet und ist v Ao XXII, also das bis diese Stunde die Glocke nicht auf den Thurm gebracht werden kan, sondern auf dem Kirchhoff hangen mus. Auch bei dem Thurm selbst steht nach Aussage des Zimmermanns ein ruin zu besorgen.“

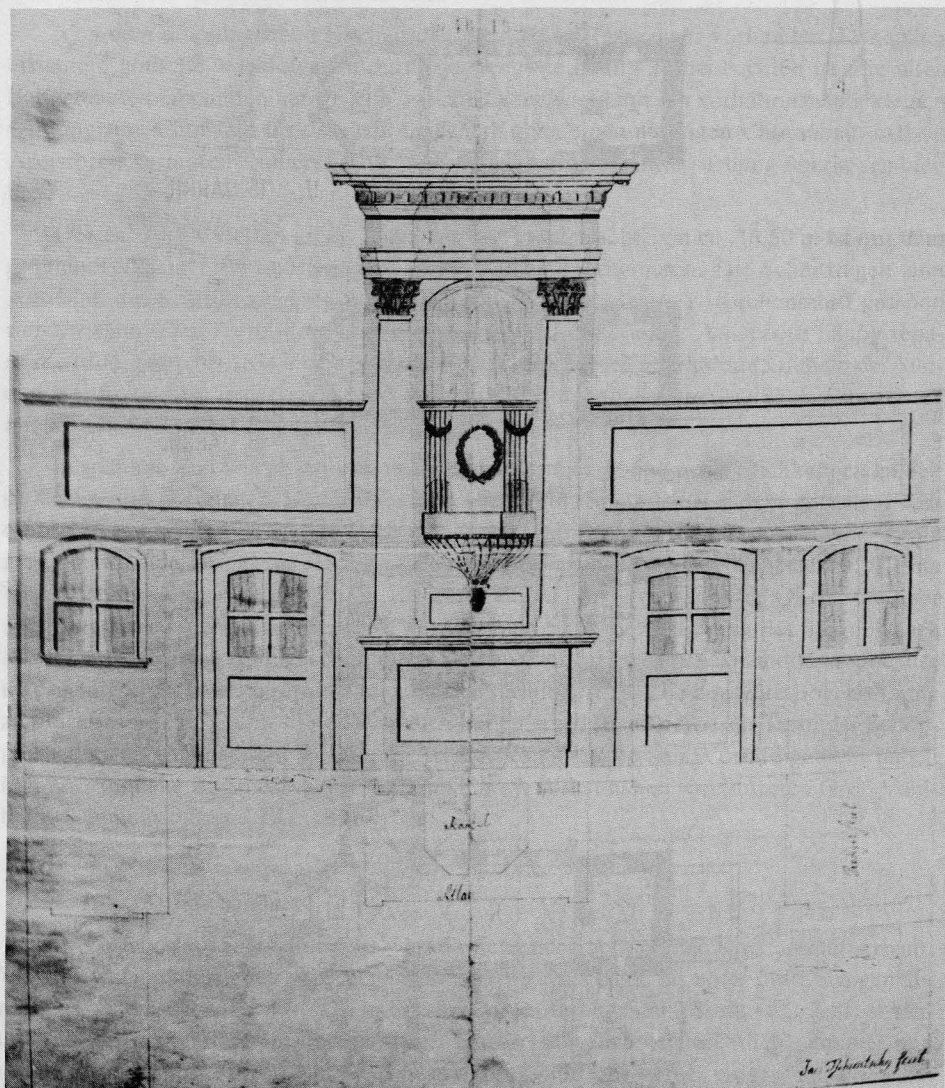


Abb. 3 Kirche in Watzum, Entwurf zur Kanzelaltarwand von 1817.  
Landeskirchliches Archiv Braunschweig.

Reproduktion: Dieter Büchner

## 2. Beschreibung von 1749<sup>19</sup>:

*„Von dem Origine und Fundation der hiesigen Kirchen ist so gar keine Nachricht vorhanden. Man hat zwar, als 1745 den 4<sup>ten</sup> Jan. ein heftiger Sturmwind einen guten Theil des nach Süden hin gelegenen Giebels beschädigte, in der zugleich mit heruntergeworfenen eisernen Fahne die Jahreszahl 1564 bemerkt, es scheint aber dieselbe älter und noch zur Zeit des Pabstthums erbauet zu seyn, zumal in der Decke des Gewölbes auf dem Chor eine Figur, die Person eines Bischofs vorstellend, befindlich, auch ausser der Kirchen, so wol gegen Osten als Westen einige in Stein gehauene Bilder als reliquien aus dem Pabstthum zu sehen sind, der Kirchhof ist nach Süden hin mit einer neuen, an den anderen Seiten aber mit einer sehr in Abgang gekommenen Mauer versehen, und ist hin und wieder mit Lindenbäumen bepflanzt.“*

Die Schlußsteine der Gewölbe, die noch 1819 „Heiligen-Köpfe mit und ohne Bischoffsmützen und Stäben“<sup>20</sup>) zeigten, sind leider nicht in der Ursprungsform vorhanden, sonst wäre vermutlich das Patrozinium Nikolaus' daraus erkennbar.

Der Zustand des weitgehend unverfälschten mittelalterlichen Baukörpers wurde um die Jahrhundertwende von Meier/Steinacker bis in die Einzelheiten beschrieben<sup>21</sup>), worauf hier lediglich verwiesen wird. Damals waren in der „hochgotischen, durchweg gewölbten Kirche mit 3/8 geschlossenem Chor und dreijochigen Schiff“ noch Spuren gotischer Fenster erhalten.

Bemerkenswerte steinmetzmäßige Bauteile sind noch heute zu sehen, leider ist das an der Ostseite des Chors befestigte Kalksteinrelief mit dem dornengekrönten Kopf Christi inzwischen stark verwittert.

Im Zuge der Baumaßnahme des 15. Jahrhunderts erhielt die Glockenstube des Turmes im Norden und Süden je eine doppelte Schallöffnung mit spitzen, gefaßten Bogen, Stichbogennische und Pfosten.

Wohl aus dem Jahre 1510 stammt der älteste Teil der Kirchengeschichte. Als der Uhrmacher Giesecke 1780 die Turmuhr untersucht, berichtete er<sup>22</sup>):

*„... , daß ohnerachtet dieselbe 270 Jahre alt und ein selten vorkommendes altes Werk von der ersten Erfindung wäre, demnach unnötig seyn würde, eine ganz neue statt ihrer zu verfertigen. ...“*

Unter dem Putz der östlichen und nordöstlichen Chorwand kamen kürzlich 2 vermauerte, einstmals verschließbare Nischen zum Vorschein. Im Mittelalter benötigte man diese Nischen für die Gerätschaften der liturgischen Handlung an dem weit östlich gelegenen Altar. Die Nischen sollen künftig wieder gezeigt werden.

## III. Vom 18. Jahrhundert bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts

Die einzige äußere Zutat dieses Stadiums der baulichen Entwicklung ist die südliche Vorhalle. Ähnliche Vorhallen werden in dieser Gegend nach ihrer Bestimmung auch Leichenhaus genannt. Das Bauteil ist wahrscheinlich bald nach dem gotischen Kirchenschiff errichtet worden, der südwestliche Strebepfeiler des Schiffes wurde in die Westwand einbezogen. Meier/Steinacker berichten 1906<sup>23</sup>):

„Die Vorhalle, die 1901 erhöht wurde, hat das gleiche Dachgesims wie der Chor und (spitzbogiges) einfaches Portal mit ovalem Fenster und ovalem Inschriftstein: hoc procestrum reaedificatum anno MDCCIII I. T. Dr. P. darüber“. Die Inschrift besagt, daß die-



ser Vorbau 1703 zur Amtszeit des Pastors Johann Theodor Dreissigmarck (1694–1715) wiedererbaut wurde.

Nach der Reformation erfuhr das Kircheninnere, hervorgerufen durch die Erfordernisse des Predigtgottesdienstes, aber auch durch Bevölkerungszunahme und gesellschaftlich bedingte veränderte Ansprüche innerhalb der Kirchengemeinde, eine erhebliche Veränderung: Feierte vorher im allgemeinen die Gemeinde im Kirchenschiff stehend die Messe und betrat den Chor nur zur Kommunion, so wurde im Schiff jetzt der Einbau der Kanzel (an der Südseite) und einer Bestuhlung erforderlich. Der Altar im Chorraum wurde beibehalten unter späterer Hinzufügung einer barocken Altarwand, zu der 1749 ein Taufengel gehörte<sup>24</sup>).

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Taufe von der vorderen Einfassung des Altars aus vorgenommen, wo an einem beweglichen Pult ein hölzernes Becken (wahrscheinlich eine Muschel) befestigt war<sup>25</sup>). Nach Wegnahme des normalerweise aufgesetzten Lesepultes wurde in die Schale das zinnerne Taufbecken eingesetzt. Eine ähnliche Vorrichtung, die mit Watzum in Zusammenhang gesehen werden kann, war bis zur Zerstörung während des Krieges in der Kirche Völkenrode vorhanden. Der dortige „Marmortalter“ (barocke hölzerne Kanzelaltarwand) wurde 1763 vom Patron August Ludwig v. Weyerling gestiftet<sup>26</sup>). Außer der schon früher vorhandenen Adelsprieche mit separatem Eingang, die die gesamte Nordwand des Schiffes einnahm, mußten für die in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts schnell wachsende Bevölkerung auch in Emporenebene Sitzplätze geschaffen werden. Die Sitzordnung war nach Einsehbarkeit der Kanzel gemäß der sozialen Rangordnung der Gemeinde gegliedert; es gab zuletzt für 319 Einwohner<sup>27</sup>) 203 Sitzplätze<sup>28</sup>). Auf und unter der Westempore, auf der es seit 1758 eine Orgel gab<sup>29</sup>), saßen die Männer. Die Ackerleute und Halbspänner hatten für sich bereits auf eigene Kosten eine Empore auf der Nordseite des Chores erbaut<sup>30</sup>). Das untere Kirchenschiff war allein den Frauen vorbehalten, auf dem Chor saßen die Kirchenverordneten, die Pastorenfamilie, die Bedienten des Gutes und die Schuljungen.

Das Recht jeder Familie auf die ihnen seit alters her durch Kauf erworbenen und überschriebenen Sitze wurde streng gehütet, bei jeder Veränderung der Inneneinrichtung mußte der Besitzstand gewahrt bleiben. Das gotische Kirchenschiff hatte vermutlich in jedem der 6 Wandpfeiler ein Fenster. Durch Anbau des Leichenhauses und Errichtung der Adelsprieche waren 3 Fenster entfallen. Spätestens nach dem Bau der Altarwand war das große Ostfenster des Chores vermauert worden, dort gab es jetzt 2 Seitenfenster. Zu Ende des 18. Jahrhunderts war die Kirche ein durch 5 kleinere Fenster unzureichend erhellter, verbauter Raum, dessen Sitzmöglichkeiten auch durch Vergrößerung der Orgelprieche nicht wesentlich verbessert wurde<sup>31</sup>).

Über die Glocken der Watzumer Kirche in Verbindung mit dem 30jährigen Krieg schreibt Pastor Boden 1749<sup>32</sup>):

*„Glocken sind vor Zeiten zwar hier gewesen, eine grosse und eine kleine, die letztere ist im 30jährigen Kriege von den Soldaten zerschlagen und weggeführt worden, die grosse aber, welche in der Wolfenbüttelschen Belagerung nach Braunschweig gebracht und daselbst von der Gemeinde versetzt worden, ist 1650 wieder eingelöset, von den Scheppenstedtschen um 7 Thlr. Fuhrlohn von Braunschweig nach Scheppenstedt gebracht und von da hierher gebracht worden. Denn es ist dieses Dorf Watzum nach dem 30jäh-*





Abb. 4 Kirche in Watzum, Blick auf Vierung und Chorraum nach dem Umbau von 1901.  
Stand von 1981.

Foto: Erika Sitte

*rigen Kriege in einen sehr schlechten Zustand gerathen, und lange Jahre geblieben, also daß gar wenige Pferde, ohne die auf dem adel. Hause gewesen, darin sind gehalten worden, dahero auch der meiste Acker wüste gelegen und zur Weide gebraucht worden, ja eines von den elendesten Dörfern in ganzem Lande gewesen, bis zur Zeit des hochwolgeb. Herrn Eduard Ernst Friedrich von Weferling, hochfürstl. Brg. Lünebg. Schatz- und Land-Raths es wiederum in Aufnahme gekommen, und der wüste Acker wieder cultiviret worden, dahero nicht zu verwundern, daß die Einwohner die grosse Glocke selbst nicht haben holen können, sondern die Kirche das Fuhrlohn an Fremde haben bezahlen müssen. Außer dieser Glocke befindet sich hieselbst eine Schlag-Uhr nebst dem Stunden-Zeiger usw.“*

Das Erdgeschoß des Kirchturmes hatte im Interesse der Familie v. Weferling, von der Angehörige seit 1670 unter dem Fußboden der Kirche bestattet worden waren, eine neue nichtkirchliche Bestimmung erhalten<sup>33</sup>):

*„Da von Alters her das hochadliche Geschlecht der von Weferling ihr Begräbnis wie der Augenschein ausweist ausserhalb der Kirche gehabt, hat man nun den Chor und die Sacristey dazu genommen...“*

Das Corpus bonorum berichtet über das neue Erbbegräbnis<sup>34</sup>):

*„In dem alten Kirchen-Register findet sich hiervon folgende Nachricht: Anno 1686 hat der Herr v. Weferling, Eduard Ernst Friedrich der Kirche wegen des vor etlichen Jahren in hochfürstl. Consist. erkauften Gewölbes unter dem Kirch-Thurme hieselbst baar entrichtet 30 Thlr.“*

Fortan waren die 2 Bogendurchgänge bis auf eine Tür vermauert, im Turm wurden die verstorbenen Mitglieder der v. Weferling bis 1775 oberirdisch bestattet.

Zur drängenden Umgestaltung und Renovierung der Kirche legt Pastor Breithaupt 1817 eine Beschreibung der Situation mit Vorschlag zur Erneuerung vor (gekürzt)<sup>35</sup>:

*„Die Hauptveränderung betrifft die Verlegung der Kanzel in die Altarwand<sup>36</sup>). Die Kanzel liegt nämlich jetzt an der Südseite der Kirche und zwar da, wo das Schiff der Kirche sich endiget und durch einen 3 Fuß dicken und unten am Boden, 6 Fuß von den Seitenwänden der Kirche in dieselbe hineinstehenden Bogen von dem Chore getrennt ist. Die Mauer dieses Bogens (evtl. Teil der Ostwand der ursprüngl. Kapelle), erhöht sich noch jetzt fast bis in die Spitze des Daches. Diese Lage der Kanzel hat nun sehr viel Unbequemes. Auf dem Chore, also im Rücken des Predigers, sind nicht nur die Stühle für die Meinigen, die Altaristen und die sämtliche Dienerschaft des adlichen Gutes, so wie die Bänke für die Schulknaben, sondern auch eine Prieche mit 20 Möbelsitzen. Die Kanzel gibt der ganzen Kirche ein ungefälliges Ansehen, daß man wünschen muß, sie mögte in die Altar (wand) verlegt werden. Zuerst muß der Bogen, welcher das Chor von dem Schiffe der Kirche trennt, weggerissen werden, weil sonst ein großer Theil der Zuhörer an den Seiten des Schiffes die Kanzel und mehreren sogar die ganze Altarwand nicht würde sehen können. Ebenso nothwendig muß ferner die Prieche auf dem Chor, weil sie der neuen Altarwand im Wege steht, nicht bloß an die Südseite der Kirche gebracht, sondern auch vergrößert werden, theils damit sie mit der gegenüberliegenden adlichen Prieche gleiche Länge erhalte, theils damit an Raum gewonnen werde. Durch diese Verlegung an die Südseite werden aber die beiden Fenster, welche allein dem Schiffe der Kirche Licht geben, so sehr verbauet, daß sie tiefer und verhältnismäßig breiter gemacht werden müssen. Dieselbe Veränderung muß auch mit dem an der Nordseite befindlichen und durch die Prieche fast ganz zugebauten Fenster vorgenommen werden, weil die unter der Orgel sitzenden Männer schon jetzt, bei dunkler Witterung nicht im Stande sind, Gesänge zu lesen. Die beiden Fenster auf der Nord- und Südseite des Chors müssen dann jenen dreien ähnlich gemacht werden, um überhaupt der ganzen Kirche mehr Licht zu geben. ...*

*Die Vermahlung der Kirche, deren sämtliche Stühle und Priechen noch die rohe Holzfarbe haben, würde dann das Ganze vollenden, die Frau Cammer-Räthin Hecht sich erboten hat, die Kosten zu den neuen Bekleidungen des Altars und der Kanzel zu übernehmen.“*

In der Nachfolge der Tradition der Familie von Weferling erwirkte 1814 der nunmehr bürgerliche Gutsbesitzer, Kammerrat Hecht wahrscheinlich auf Gemeindeebene die Erlaubnis, ein Erbbegräbnis im Zusammenhang mit dem Kirchengebäude zu errichten. In der Folge wurden die Mitglieder der Gutsbesitzerfamilie darin bestattet. Hechts Tochter heiratete den Amtsrat Diedrichs, dessen Enkelin den späteren Besitzer Schulze<sup>37</sup>).

Nachdem 1833 durch einen heftigen Sturm ein großer Teil der Bandschichtquader der Giebelspitzen Nord und Süd am Kirchturm herabgeworfen wurden, änderte man das mit Schiefern gedeckte Satteldach<sup>38</sup>). 1834 entstand das noch heute sichtbare Zeltdach mit zunächst offener Laterne, die 1858 geschlossen wurde. Bereits 1819 war der umfangreiche innere Umbau und die Neugestaltung nach dem Vorschlag des Pastors Breithaupt fertiggestellt worden.

Durch Wegnahme der Trennwand zwischen Kirchenschiff und Chor und Verminderung des Höhenunterschiedes zum Chorraum auf 1 Stufe (6 Zoll), wurde ein größerer, übersichtlicher Raum geschaffen. Die Anlage der Kanzelaltarwand anstelle der vorher getrennten Bauteile Kanzel und Altarwand und Zusammenfassung der 3 einzelnen Priechen zu einer dreiseitigen Emporenanlage im Schiff ließ eine der in unserer Landeskirche vor allem im 18. Jahrhundert typischen Saalkirchen entstehen.

Der Rückgriff auf Vorbilder des 18. Jahrhunderts wird vor allem an der Kanzelaltarwand nach dem Entwurf des Tischlermeisters Tschientschy deutlich. Man wird an die ganz ähnliche Anlage in der Kirche Flechtorf<sup>39)</sup> erinnert, die als „in strenge Rechteckformen des Klassizismus übersetzte Kanzelwand dörflicher Kirchenräume“ beschrieben wird. Sie gehört zu der vom Kammerbaumeister Rothermundt zwischen 1795 und 1805 maßgeblich beeinflussten Architektur im Landkirchenbau Braunschweigs der Vorrevolutionszeit. Weitere bauliche Veränderungen sind die neue Emporentreppe von der Vorhalle aus, Dielung unter den Bestuhlungsflächen und Einbruch eines 6. Fensters in der Nordwand des Schiffes. Der Chorraum ist durch Türen vom Schiff getrennt, alle Wandflächen sind in „lichtroter Couleur“ gestrichen. 1821 wurde ein hölzerner Taufständer nach dem Vorbild der Kirche Groß Dahlum angeschafft.

Für die 1823 vorhandenen 440 Einwohner gibt es 230 Sitzplätze. Bei den 27 neu hinzugekommenen Sitzen wird vor allem die Wahrung des Besitzstandes beachtet:

*„1) Daß diejenigen, deren Stühle weggenommen... ihre Stellen wiederbekommen. 2) Daß --- Männer und Frauen, deren Sitze durch Veränderung... freie Sicht... verloren hatten, entschädigt werden. 3) Daß statt entfallender Freistellen für Häuslingsfrauen... unter (der) Orgelprieche (hier 2 neue Männerstühle), an anderer Stelle neue Freistühle bestimmt werden.“*

Die Sitzordnung sieht wie zuvor eine Trennung nach Geschlechtern vor. So sitzen die Frauen im Schiff zu beiden Seiten des Mittelganges, die Plätze der Männer befinden sich auf dem Chor, auf den Emporen und z. T. unter der Orgelempore. Die Platzverteilung erfolgt nach Losentscheid, die Inhaber müssen „einmal für immer“ für Plätze in guter Lage 2 und für Plätze unter der Orgel und für Frauensitze 1 Reichsthaler bezahlen. Obwohl die mit einer Fensterwand besonders abgeteilte Gutspriche noch immer besteht und die alteingesessenen 39 Reihewohner durch geschlossene Gruppierung gewisse Vorrechte haben<sup>40)</sup>, muß hervorgehoben werden, daß als Lockerung der Gesellschaftsordnung künftig Ackerleute, Halbspänner und Kothsassen auf den neuen Plätzen ohne Rangordnung sitzen. „Viele der 230 Sitzplätze bleiben an gewöhnlichen Sonntagen allerdings unbesetzt<sup>41)</sup>.“

Nachfolgend der gekürzte Bericht des Pastors Breithaupt über die vollendete, auf sein Betreiben hin ausgeführte Veränderung der Inneneinrichtung der Kirche<sup>42)</sup>:

*„Ew. hochwohlgeboren, Hochwürden und Wohlgeboren habe ich die Ehre, pflichtgemäßig zu berichten, daß die am 3.<sup>ten</sup> Mai v. J. angefangene Veränderung und Verbesserung der inneren Einrichtung der hiesigen Kirche am 26.<sup>sten</sup> November dis. Jahres (1820) vollendet war, so daß am 28.<sup>sten</sup> dis. Monats als am 1.<sup>sten</sup> Advents-Sonntage zum ersten Male nach 7 monatlicher Unterbrechung der Gottesdienst in derselben gehalten werden konnte“. Nach Meinung des Ortsgeistlichen war die Watzumer Kirche durch diese Erneuerung zu einer der schönsten Landkirchen unseres Gebietes geworden. Sie vermittelte den Eindruck großer Helle. Waren zunächst manche Gemeindemitglieder nicht mit der Renovierung einverstanden gewesen, so herrschte danach allgemeine Zustimmung. Der Tag der Wiedereröffnung wurde unter Anwesenheit vieler Ehrengäste feierlich begangen. Darüber berichtet der Ortsgeistliche: „Da es allgemeiner Wunsch der Gemeinde war, daß die Feierlichkeiten dieses Tages durch Kirchenmusik erhöht werden mögte, und da die Gemeine sich erbot, die Kosten dazu aufzubringen, so nahm ich keinen Abstand, diesen Wunsch zu erfüllen und bestellte den Stadtmusiker aus Schöppenstedt mit seinen Leuten. Früh, nach dem sogenannten Vorschauer, mußten diese einen Choral vom Thurme herab blasen, hierauf sich in der Schule einfinden, woselbst sich die Schulkinder, festlich geschmückt, versammelt. Um 9 Uhr kamen diese, die Musik an der Spitze, von ihrem Lehrer geführt, aus meinem Hof, und von hier aus wurde nun ein*

*feierlicher Zug nach der Kirche eröffnet. Zuerst die Musiker, dann die Töchter und Knaben der Schule, in ihrer Mitte der Schullehrer, hinter demselben der Pastor nebst den Herrn Pastor Bartels aus Schliestedt und Pastor Schulze aus Dahlum, hierauf die Altaristen und dann fast die sämtlichen männlichen Einwohner des Dorfes nebst den verschiedenen Werksleuten und vielen Freunden. Unter Absingung eines passenden Lobliedes, von der Musik begleitet, ging dieser Zug langsam nach der Kirche, und gewiß betrat keiner an diesem Tage das Gotteshaus, ohne eine gute, der Erbauung entgegenkommende Stimmung mitzubringen, welche Stimmung durch den Total-Eindruck, den der Anblick des vollendeten Werkes und besonders der noch von keinem gesehenen, geschmackvollen und kostbaren Altar- und Kanzel-Bekleidung, welche ganz nach der Vorschrift der Frau Kammerräthin Hecht auf deren Kosten von rothem Samtmanchester mit einer Besetzung von ächten goldenen Franzen und Tressen für 110 Reichsthaler angeschafft worden war, noch erhöht wurde. Nach der Predigt über das Thema: Von dem hohen Werthe öffentlicher Gottesverehrung; wurde das Abendmahl ausgetheilt, welches der Herr Pastor Bartels aus Schliestedt administrieren half, weil der Unterzeichnete selbst unter der Zahl der Kommunikanten war. Nach Beendigung des Morgengottesdienstes mußten die Musiker wiederum einen Choral vom Thurme blasen, und damit wurde die Feier des Tages beschlossen und der Nachmittagsgottesdienst ausgesetzt, weil die ganze Feierlichkeit schon ungewöhnlich lange gedauert hatte.*

*... die Thüren, welche das Chor vom Schiff der Kirche trennen, verbergen dem Auge einen Uebelstand - - - indem Kanzel und Altarwand nicht ganz gerade dem Hauptgange - - - gegenüberliegen, sondern etwas schiefe Richtungen haben, weil das Chor, das wahrscheinlich der ursprünglichen Kapelle in neuerer Zeit angefügt worden, nicht ganz in eine Linie mit der Kirche gebaut ist, - - - die Verzierungen über der Kanzel ist eine Sonne, welche der Maler Martini vergoldet hat. . . .“*

War bei der Renovierung die Holzdielung unter der Bestuhlung des Erdgeschosses ein die Winterkälte lindernde erwähnenswerte Neuerung, so wird 1890 den Erfordernissen der Zeit gemäß ein Ofen mit Luftheizung auf dem Chor eingebaut<sup>43)</sup>. Zum ersten Mal seit Bestehen der Kirche kann zum winterlichen Gottesdienst geheizt werden.

#### **IV. Die Zeit nach 1901**

Zu Beginn der Amtszeit des Pastor Winker (1899–1922) entfaltet die Kirchengemeinde große Aktivität zu einem weiteren, dem bisher letzten Umbau der Kirche. Die Triebfeder dazu kann weder die bauliche Notwendigkeit noch ein erhöhter Platzbedarf gewesen sein. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nimmt entgegengesetzt zur steigenden Wirtschaftskraft der Landwirtschaft die ländliche Bevölkerung allgemein ab. Hatte Watzum 1858 als Höhepunkt 489 Einwohner, so waren es 1885 noch 479, 1905 sind 438 Einwohner vorhanden. Der in die Ballungsgebiete abgewanderte Bevölkerungsteil, hauptsächlich Landarbeiter, wird in der Erntezeit durch polnische Saisonarbeiter ersetzt, für die jedoch, da sie katholisch sind, keine Kirchenplätze berücksichtigt werden müssen<sup>44)</sup>.

Um die Jahrhundertwende sind vielerorts Erweiterungs- und Umbauten von Kirchen bis hin zum Neubau im historisierenden Zeitgeschmack zu beobachten. So wird auch in Watzum der Wunsch nach einem prächtigeren Kirchengebäude aufgekommen sein, unterstützt durch die günstige wirtschaftliche Situation, das Selbstbewußtsein des in der Regel aus größeren Landbesitzern bestehenden Kirchenvorstandes, vielleicht auch den Ehrgeiz des neuen Pfarrers. Im wesentlichen wurden bei diesem Umbau an die Längswände des Chores im Norden und Süden Querhäuser mit hohen Giebelwänden und Firsthöhe des Schiffes angefügt. Auch das Leichenhaus erhielt nach einer Erhöhung der Wände einen Giebel, am Südquerhaus wurde ein Treppentürmchen, südlich des Chorschlusses noch ei-

ne Sakristei mit eigenem Eingang angeordnet. Im Inneren entstand zwischen Kirchenschiff und Querhäusern die rechteckige Vierung, an die, durch eine Stufe erhöht, im Osten die Apsis des Restchores anschloß (Abb. 4). Alle Emporen außer der Orgelempore im westlichen Gewölbejoch sind entfallen. Weist die Planskizze des Bauinspektors Müller<sup>45)</sup> noch die Kanzelaltarwand auf, so wurden in der Ausführung die Einzelteile wieder getrennt. Auf der durch das wieder geöffnete mittelalterliche Ostfenster erhellten Apsisfläche stehen der aus Kalkstein gefertigte Altartisch im Osten, die Kanzel im Süden und die Taufe im Norden. Der durch vergrößerte und neue Fenster reichlich erhellte Innenraum wurde durch die Werkstatt des „Hofdecorationsmalers“ Quensen aus Braunschweig im neugotischen Stil ausgemalt<sup>46)</sup>. Angeglihen an die Vermalung wurde die gesamte Einrichtung, wie Altartisch, Kanzel, Taufe, Emporenbrüstung und die Seitenwangen der Sitzbänke historisierend gestaltet.

Die gegenüber 1819 um nur 6 auf 236 vermehrten Sitzplätze scheinen angesichts eines bevorstehenden Gesetzes über Stuhlfreiheit ohne Schwierigkeiten verteilt worden zu sein. Die Freiplätze werden auf 37 erhöht, dafür werden die Sitze der Gutsbediensteten von 47 auf 30 verringert<sup>47)</sup>. Die Sitzordnung ist noch nach Geschlechtern getrennt: Für die Frauen ist der vordere Teil des Kirchenschiffes vorgesehen. Dahinter sitzen die Männer, außerdem auch noch im südlichen Querhaus. Im nördlichen Querhaus befinden sich die Sitze für den Kirchenvorstand und die Familie des Gutsbesitzers. Eigene Kirchenstühle werden nur dem Gutsbesitzer zugestanden, der als Ersatz für die entfallende Empore zwei hintereinanderliegende Bänke mit dem separaten Eingang im nördlichen Querhaus erhält. Den Eingang dürfen jedoch alle Gemeindemitglieder benutzen<sup>48)</sup>.

Die Einweihung der um- und neugestalteten Kirche fand am 1. Advent 1901 statt. Im Laufe der Jahrhunderte erfolgte hier eine Entwicklung des überwölbten, gotischen Kirchenschiffes mit mehrfachen zeitbedingten Umgestaltungen bis zur noch heute vorhandenen Neugotik. Leider ist von der beschriebenen künstlerischen Innenausstattung früherer Zeiten so gut wie nichts überliefert worden.

Die Sicherungsarbeiten an diesem, in den ältesten Teilen aus dem 12. Jahrhundert stammenden Gebäude sind abgeschlossen, so daß in einem nächsten Bauabschnitt u. a. die Restaurierung der neugotischen Vermalung und der bunten bleiverglasten Fenster vorgenommen werden kann.

## Anmerkungen

<sup>1)</sup> Das Kircheninnere ist dem interessierten Betrachter zunächst verschlossen, da das Baureferat der ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig im Auftrage der Kirchengemeinde hier 1982 eine Teilrenovierung durchführt. Die unter Leitung von Herrn Landeskirchenbaurat Klaus Renner geleistete Sicherungsarbeiten des Gebäudebestandes haben in ihren vorbereitenden Arbeitsgängen auch Aufschlüsse zur Baugeschichte ermöglicht. – <sup>2)</sup> H. Wesche, Unsere niedersächsischen Ortsnamen, Hannover 1957, S. 60 ff. – <sup>3)</sup> H. Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig Bd. L – Z, Hildesheim 1968, Nr. 2220, 3a. ff. – <sup>4)</sup> „Um 1522 wurde das Rittergut vom Grafen Volrad v. Mansfeld zerstört, von Christoph v. Weferling wieder aufgebaut. Nach dessen Tod 1565 Leibzucht seiner Witwe, Sironia v. Kirchberg (Tochter der Eva v. Trott). Dieselbe liegt in der Watzumer Kirche begraben“. Vgl. E. Eißfeldt, Geschichtliches über Watzum's Vorzeit, Ludwigsburg (um 1900). – <sup>5)</sup> Seebaß, G. u.

Freist, F.-W., Die Pastoren der Braunschweigischen ev.-luth. Landeskirche seit der Einführung der Reformation Bd. 1, Wolfenbüttel 1969, S. 202. — <sup>6)</sup> E. Eißfeldt, a. a. O. — <sup>7)</sup> „Die Kirche ist dem h. Nikolaus geweiht“. C. Schiller, Collectaneum zur Ortsgeschichte des Herzogthums Braunschweig; Stadtarchiv Braunschweig H. VI 3 Nr. 8, Bd. 3. — <sup>8)</sup> H. Kleinau, GOV Bd. A–K, 1967, S. 307. — <sup>9)</sup> P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthumes Braunschweig (künftig BUK), Bd. 1, Kreis Helmstedt, Wolfenbüttel 1896, S. 380 Heilige d. Kirchen und Kapellen. — Meier/Steinacker, BUK 3, Wolfenbüttel 1906, Kreis Wolfenbüttel, S. 429 Heilige der Kirchen und Kapellen. — <sup>10)</sup> C. Schiller, wie 7. — <sup>11)</sup> H. Barnstorf, Zur Geschichte des Geschlechtes von Weferling 1. Teil bis zum Jahre 1400, 2. Teil nach dem Jahre 1400, in: Braunschweigisches Jahrbuch 51, 1970, S. 33 ff. und 52, 1971, S. 80 ff. — <sup>12)</sup> „1774, e, Kindesmörderin (Mar. Elis. Wolferts), hieselbst mit dem Schwert hingerichtet.“ Corpus bonorum der Kirche Watzum, P. Zacharias Philipp Boden, 1749, Verschiedene Notizen aus den Einlagen der Wetterfahne. Originale als Beilage des Exemplares im Pfarramt Schöppenstedt. — <sup>13)</sup> Corpus bonorum der Kirche Watzum, a. a. O. Glocken usw. — <sup>14)</sup> Corpus bonorum der Kirche Watzum a. a. O., 4. das Kirchen-Gebäude. — <sup>15)</sup> H. Barnstorf, a. a. O., 2. Teil, S. 96. — <sup>16)</sup> H. Klettke, Die Entwicklung der mittelalterlichen Kleinkirchenarchitektur in der Diözese Hildesheim. Ein Beitrag zur Dorfkirchenforschung, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, Bd. 57 1959, S. 12 ff. — <sup>17)</sup> H. Kleinau, GOV wie 3, Nr. 1860: Schöppenstedt. — <sup>18)</sup> Landeskirchliches Archiv Braunschweig (künftig: LKA), Kirchenbau Watzum, 53.2. — <sup>19)</sup> Corpus bonorum der Kirche Watzum, a. a. O., Cap. I, Kirche 1. — <sup>20)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 46.165. — <sup>21)</sup> Meier/Steinacker, BUK, (Bd. III), S. 277. — <sup>22)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 46.16. — <sup>23)</sup> Meier/Steinacker, BUK (Bd. III), S. 278. — <sup>24)</sup> „An Kirchen- u. Altar-Geräthen ist vorhanden 11b) ein schwebender Engel, wobey der Taufactus verrichtet wird; 27) ein Stunden-Glaß auf der Canzel mit 4 Gläsern.“ Nach: Corpus bonorum der Kirche in Watzum, a. a. O. Cap. I, Kirche 6. — <sup>25)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 46.197. — <sup>26)</sup> P. J. Meier, BUK (Bd. II), S. 308. — <sup>27)</sup> H. Kleinau, (GOV wie 3) 319 Ew 1793, sowie alle weiteren Einwohnerangaben (nach Hassel-Bege). — <sup>28)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., Gem. 12, Eing. vom 28. 4. 1892 sind 230 Plätze vorhanden. Gem. 46.170 sind 1820 27 Sitze hinzugekommen. — <sup>29)</sup> „Im Jahre 1758 haben Ihre hochwohlgeb. der vormalige Preußische Regierungs-Director Albrecht Ferdinand Heinrich von Weferling aus christl. Mildtätigkeit die Kirche mit einer Orgel aus 8... Stimmen bestehend, so etwa 200 Thlr. kostet, beschenkt usw.“ Nach: Corpus bonorum der Kirche Watzum, a. a. O., Notiz S. 8. — <sup>30)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 46.170. — <sup>31)</sup> „Vergrößerung der dasigen Kirche. Seit der Zeit, daß der Herr Kammer-Rath Hecht von dem hiesigen adelichen Guthe Besitz genommen hat, ist die Zahl der Einwohner um ein beträchtliches gestiegen... Diese vermehrte Volksmenge hat nun in der hiesigen ohnehin kleinen Kirche keinen Raum... daß für jetzt nur eine andere Vergrößerung der Stände nicht weiter möglich sey, als wenn die Orgel Prieche auf den nach der Thür hinzuführenden Raum, 10 Fuß verlängert und die Orgel selbst näher an die Wand gerückt werde... sodann das Bälgetreten in dem nahen offenen Thurm verrichtet werden kann... dabei bemerken wollen, daß zur Erhellung der Kirche die Anlage 2er neuer Fenster in der Mauer und eines... in der Thür selber notwendig ist. (Fenster 8 Fuß hoch, 4 Fuß breit) 1799“. Nach: LKA, Kirchenbau Watzum a. a. O., 46.44. — <sup>32)</sup> Corpus bonorum der Kirche Watzum, a. a. O., Cap. I, Kirche 6; siehe auch 19. — <sup>33)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 53.5. — <sup>34)</sup> Corpus bonorum der Kirche Watzum, a. a. O., Notiz Seite 5. — <sup>35)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 46.140. — <sup>36)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 46.193: Entwurf der Kanzelaltarwand des Tischlermeisters Tschientschy, Schöppenstedt (s. Abb. 4). — <sup>37)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 4, Eingang 6. Sept. 1906. — <sup>38)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 12, Eingang 11. 3. 1834. — <sup>39)</sup> C. Rautenberg, Bauwesen und Bauten im Herzogtum Braunschweig zur Zeit Carl Wilhelm Ferdinands 1780–1806, Braunschweig 1971, S. 112 ff. — <sup>40)</sup> Verzeichnis der neu angelegten Stühle und der... Namen der 39 Reihenwohner nach der am 17<sup>ten</sup> November 1819 vorgenommenen Vertheilung derselben durch's Loos.“ LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 46.172. — <sup>41)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 12, Eingang 28. 4. 1982. — <sup>42)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 46.165. — <sup>43)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 12, Eingang Okt. 1889. — <sup>44)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 14, Eingang 15. 11. 1901. — <sup>45)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 14, Anlage z. Eingang 28. 7. 1900. — <sup>46)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 14, Eingang 27. 9. 1899. — <sup>47)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 14, Eingang 15. 11. 1901. — <sup>48)</sup> LKA, Kirchenbau Watzum, a. a. O., 14, Eingang 18. 10. 1901.



## *Zum Gedenken an den Petrefaktensammler Otto Klages*



Am 17. Dezember 1982 verstarb fast 80jährig der Ehrenbürger der Stadt Königslutter Otto Klages. Bis wenige Tage vor seinem Tode stand er seinem Textilgeschäft an der Westernstraße in Königslutter vor.

Sein eigentlicher Lebensinhalt war das Sammeln von Mineralien und Petrefakten. Mehr als 20 000 Stück hat er im Laufe seines Lebens, stets wirksam unterstützt von seiner Frau Erna Klages, zusammengebracht und damit eine der schönsten und reichhaltigsten privaten Steinsammlungen in der Bundesrepublik geschaffen. Grundstock bildeten Versteinerungen des Elms, besonders vollständige Seelilien des Oberen Muschelkalks (*Encrinurus lilii formis*), von denen Herr Klages mehrere Hundert besaß, und Petrefakten aus der näheren Umgebung, zum Beispiel die prächtigen Krebse vom Silberberg bei Helmstedt, die nach ihrem Fundort den Namen *Coeloma helmstedtense* (?) erhalten haben. Durch intensive Sammlertätigkeit, die ihn und seine Familie an jedem Wochenende fast vollständig in Anspruch nahm, wuchs die Sammlung immer mehr heran. Wertvolles Material an seltenen Gesteinen und Petrefakten brachte Herr Klages von seinen zahlreichen Reisen mit, die ihn nach England, Frankreich, in die Balkan- und Mittelmeerländer und nach Nordafrika führten. Auch durch Tausch gelangte manch wertvolles Stück in seine Sammlung.

Selbst mit den Russen tauschte er Mineralien aus. Als bestes Tauschobjekt erwies sich die Seelilie des Elms. Für sie erwarb Herr Klages aus verschiedenen europäischen Ländern, auch aus Brasilien, Ceylon, Marokko und Kenia, wertvolle Schmucksteine, die er besonders liebte.

Die überwältigende Wirkung dieser Steine beschreibt der Dichter Ernst Jünger nach einem Besuch der Sammlung in seinem Buch „Jahre der Okkupation“ mit folgenden Worten: „Wir betrachteten gebänderte Achate, Abdrücke niederer Tiere im Solnhofener Schiefer, Ammoniten, die wie knotige Goldmünzen geprägt waren. Die Palme gebührt versteinerten Koniferenzapfen aus Kalifornien, durch die Querschnitte gelegt waren. Im amethystenen Feinschliff leuchten Kränze von hellen Pinienkernen auf. Die Schönheit solcher Gebilde hat etwas Umwerfendes, trifft wie mit Pfeilen unser Herz. Wir schließen die Augen vor dem zu starken Glanze, der aus der Prägestätte auf diese Schätze fällt. Wir dürfen ihn nur in den Spiegelbildern sterblicher Schönheit ahnen, in seiner Reinheit würde er tödlich sein.“

Von Anfang an war es Herrn Klages klar, daß er nicht nur für sich allein sammelte, sondern daß seine Sammlung anderen Menschen zugänglich gemacht werden mußte, damit sie an seiner großen Freude teilhaben könnten. So veranstaltete er schon früh Führungen durch seine Sammlung und wirkte jahrelang als Dozent der Volkshochschule Königslutter für geologische Fragen. Besucher jeden Alters und jeder Bildungsschicht aus den verschiedensten Ländern haben seine Sammlung unter seiner ausgezeichneten Führung erlebt. Aber niemals dachte er daran, dafür ein Honorar zu verlangen. Große Teile seiner Sammlung übereignete er Schulen, Hochschulen und Museen, zum Beispiel der Universität Utrecht und dem holländischen Reichsmuseum in Leiden. Auch dafür verlangte er niemals eine Entschädigung. Verkauft hat er nur einmal Mineralien und Petrefakten seiner Sammlung. Aber das geschah im Rahmen der „Aktion Sorgenkind“, und den gesamten Erlös in einer Höhe von 20000 DM stellte er zur Unterstützung behinderter Kinder zur Verfügung.

Zahlreich sind seine Aufsätze über Versteinerungen und Fragen der allgemeinen Geologie in den verschiedenartigsten Zeitschriften. Am häufigsten schrieb er in der Zeitschrift der Freunde der Mineralogie und Geologie „Der Aufschluß“. Aber auch in der „Braunschweigischen Heimat“ veröffentlichte er einige Arbeiten.

Im Jahre 1972 schenkte er einen großen Teil seiner Sammlung mit ausgesucht schönen und wertvollen Stücken seiner Vaterstadt Königslutter. Diese stellte dafür den Ratssaal in dem Hause der städtischen Volkshochschule zur Verfügung. Dort ist sie noch heute untergebracht und kann täglich besichtigt werden. An äußeren Ehrungen hat es Herrn Klages nicht gefehlt. Bereits 1964 erhielt er als erster Angehöriger des Landkreises Helmstedt das Niedersächsische Verdienstkreuz 1. Klasse, und 1972 machte ihn die Stadt Königslutter wegen seiner einzigartigen Verdienste zu ihrem Ehrenbürger. Die in der Sammlung ausgelegten Gästebücher sind voll des Dankes für Herrn Klages. Am schönsten kommt dieser vielleicht in den Worten zum Ausdruck, die Museumsdirektor Dr. Tode nach seinem Besuch der Sammlung eintrug: „Herzlichen Dank, lieber Herr Klages! Möge Ihnen der große Schöpfer vergelten, was Sie für seinen Ruhm getan haben.“

Heinz Röhr

## *Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1982*

Das Vereinsleben war im Berichtszeitraum gekennzeichnet durch eine rege Beteiligung von Mitgliedern und Gästen an allen Veranstaltungen.

Die Bemühungen um die Mitgliederwerbung wurden verstärkt, da auch im vergangenen Jahr unser Verein den Tod zahlreicher Mitglieder zu beklagen hatte.

Unsere Vereinszeitschrift konnte in der üblichen Form und wiederum im Umfang von 128 Seiten erscheinen.

Im Berichtszeitraum fanden folgende Veranstaltungen statt:

14. 1. 1982 Vortrag: „Dorfentwicklung und Flurneuordnung im Braunschweigischen“ (Vermessungsdirektor H. Schraepfer, Amt für Agrarstruktur, Braunschweig) mit Lichtbildern.
13. 2. 1982 Besichtigung der Mühle Rüningen und des dortigen Mühlenmuseums (H. von Damm, H. Nolte, R. Steding).
11. 3. 1982 Vortrag: „Die Welt der heimischen Schmetterlinge“ (Landforstmeister a. D. W. Gleber) mit Lichtbildern, in Verbindung mit der Mitgliederversammlung.
12. 5. 1982 Studiengang „Grünzonen und Siedlung in der Landschaft des östlichen Stadtrandes von Braunschweig und ihre Problematik“, Spaziergang vom Stadtpark über den Nußberg zur Wabeaue, Riddagshausen mit Klosterkirche, Gutspark und Städtischer „Anzuchtgärtnerei“ (Dr. D. Brandes, R. Steding).
12. 6. 1982 Studienfahrt: „Umgebung von Bad Harzburg. Eisensteingruben, Meilerplätze, Hüttenplätze als Zeugnisse von Bergbau und Erzverhüttung in früherer Zeit“ (Stadttheatpflieger Hans Schmidt, Bad Harzburg, R. Steding)
14. 8. 1982 Studienfahrt: „Hannoversches Wendland“, Rundlingsdörfer Bussau, Lübeln, Satemin, Kirche in Plate, Wendländisches Heimatmuseum in Lüchow, der Hühbeck an der Elbe mit „Kastell“ und Schwedenschanze“ (Prof. Dr. E. Kulke (Bussau), H. W. Steinfurth (Plate), Dr. D. Brandes, R. Steding).
16. 10. 1982 Studienfahrt: „Die erdgeschichtliche Entwicklung des Harzes und seine Mineral- und Erzlagerstätten“, Clausthal-Zellerfeld, Besichtigung der Gesteinssammlung des Geologischen Institutes der TU Clausthal und des dortigen Gesteinslehrpfades, Fahrt zu Aufschlüssen in der Umgebung von Clausthal-Zellerfeld (Prof. Dr. K. Mohr, TU Clausthal), Besichtigung der Marktkirche „Zum Heiligen Geist“ in Clausthal (R. Steding).
14. 10. 1982 Vortrag: „Johann Wolfgang von Goethes Erste Harzreise“ (Dr. R. Denekke, Bad Harzburg) mit Lichtbildern.
11. 11. 1982 Zwei Kurzvorträge: „Zur frühen Besiedlung und Funktion der Burginsel in Braunschweig“ (Archäologieoberrat H. Rötting, M. A.), „Der Ausbau des

Vieweghauses für die Niedersächsische Landesausstellung 1985 und für das Braunschweigische Landesmuseum.“ (Museumsdirektor Dr. R. Hagen), beide Vorträge mit Lichtbildern.

9. 12. 1982 Adventsstunde in der St. Katharinenkirche mit Andacht (Propst K. Jürgens) und Vortrag „Weihnachtslied und Weihnachtsspiel der Vergangenheit (Frau Dr. M. Wiswe).

Der Vorstand unseres Vereins hat seine Aktivitäten im Berichtszeitraum erheblich verstärkt. So tagte dieser sechsmal. Neben Fragen der laufenden Geschäftsführung und der Programmgestaltung wurde die Frage der Anerkennung der Gemeinnützigkeit des Vereins endgültig geklärt (vgl. Bs. Heimat Jg. 1982, H. 4). Besprochen wurden außerdem Fragen des Natur- und Denkmalschutzes. Es wurde mit den Planungen für die Feier des 75jährigen Bestehens unseres Vereins im Jahre 1983 begonnen.

In der Vorstandssitzung vom 27. 10. 1982 wurde Frau Rieche für die Verdienste, die sie sich um unseren Verein in langen Jahren erworben hat, gewürdigt.

M. Wiswe

## *Naturschutz-Bemühungen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz e. V. im Jahre 1982*

Um die charakteristische Vegetation unserer Städte zu erhalten, muß die Bevölkerung zunächst einmal auf diese aufmerksam gemacht werden. Der Bürger kann nur erhalten bzw. schützen, was er kennt. Deswegen hat der Landesverein einen „Stadtökologischen Pfad“ konzipiert (vgl. Braunsch. Heimat, 68: 80–83), der inzwischen auch das Interesse der städtischen Fachbehörden gefunden hat. Die vorgesehenen „Stationen“ dieses Pfades haben sich kürzlich bei einem Volkshochschulkurs bewährt. Da sie für den Schulunterricht wichtige Demonstrationsobjekte sind, erregte sich auch das Interesse von Biologiedidaktikern.

Vom Landkreis Wolfenbüttel wurde das – von uns beantragte Naturdenkmal „Salzgraben bei Salzdahlum“ mit einer Informationstafel versehen. Zweck der Tafel ist es, ein unbeabsichtigtes Verfüllen des Grabens zu verhindern. Für Forschungszwecke wurde ein Teil der angrenzenden Ruderalfläche von ihrer Vegetationsdecke befreit. Sämtliche Maßnahmen erfolgten in enger Absprache.

Die Landeskirchenverwaltung konnte davon überzeugt werden, daß der Rasen am Hägeberg bei Seinstedt unbedingt zu erhalten ist. Ebenso wurde die Kirchenverwaltung mündlich und schriftlich auf die Bedeutung alter dörflicher Kirchhöfe als Refugien für bedrohte Arten hingewiesen.

Auf unseren Antrag hin wurde das Gelände des ehemaligen Kalksteinbruches bei Hemkenrode Anfang Dezember 1982 zum Naturschutzgebiet erklärt. Das Verfahren konnte innerhalb eines knappen Jahres zum erfolgreichen Abschluß gebracht werden.

Seit Mai 1982 wurden für den Niedersächsischen Heimatbund zahlreiche Stellungnahmen gemäß § 29 Bundesnaturschutzgesetz vorbereitet.

Dietmar Brandes

# NEUES HEIMATLICHES SCHRIFTTUM

Erbregister des Amtes Schöningen von 1570. Bearbeitet von Werner Alwelt. (= Veröffentlichungen der Hist. Kommission für Niedersachsen und Bremen XXXIV, 8). Hildesheim: A. Lax 1981. 328 S., 1 Karte.-Kart. 4°.

Seit dem 16. Jahrhundert bildeten die Erbregister in unserem Lande die Grundlage für die Verwaltung der ländlichen Verhältnisse. Veränderungen wurden zuweilen nachgetragen. So bilden die Erbregister die wichtigste Quelle für die ländliche Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Mitunter liegen für einen Amtsbezirk mehrere Ausführungen vor, von denen dann eine offiziellen Charakter bis ins 19. Jahrhundert behielt.

Das Erbregister des Amtes Schöningen von 1570 zeichnet sich durch besondere Reichhaltigkeit aus. Der wesentliche Inhalt kann hier nur in Stichwörtern wiedergegeben werden: Grenzbeschreibungen, Flurnamen, Ackeraufteilung, Höfegeschichte, Zehnte, bäuerliche Dienste und Abgaben, Landhandwerker u. v. a. mehr. Das zur Landfolge verpflichtete Volk erscheint in der Regel nur als mit Spieß und Degen bewaffnet, nur vereinzelt mit Streit- (Bind-)Axt, Federspieß, Unterwehr, Tashake sowie Lang- und Kurzrohr. An die Vertreibung der Juden aus dem Herzogtum im Jahre 1557 erinnert der Hinweis, daß deren Häuser in Schöningen abgebrannt und die Juden weggezogen seien. Das Gildegeld der dortigen Handwerker und Sälzer ist ebenfalls verzeichnet, das gilt auch von den Mühlenzinsen.

Ob der Verfasser des Erbregisters zu seiner Arbeit vorhandenes Schriftgut herangezogen hat, dürfte kaum festzustellen sein. Im wesentlichen hat er sich auf Aussagen seiner Bauern verlassen, deren niederdeutsche Sprache er aber offensichtlich nicht völlig beherrschte. So sind Les-, Schreib- und Hörfehler zu verstehen, z. B. Zehen (Zehnten), Stroschnider (Strohschneider), guze (güste), Multhaufwiese (Maulwurfswiese), Lehnwarte (Lehnware), Stelleken (Grenzpfahl), Medinge (Miete), Snidstein (Grenzstein). Ob etwa auch Fehlesungen des Herausgebers vorliegen, konnte der Rezensent nicht untersuchen; ist doch die Lesung des Textes nicht immer leicht.

Die Register über Familien- und Ortsnamen

sind für die Erschließung des Textes wichtig. Das Ortsregister enthält zugleich die Sachen. Hier wäre eine Trennung wünschenswert gewesen. Dem Sachinhalt hätte man da mehr Aufmerksamkeit widmen sollen. Die Worterklärungen auf Seite 286 werden dem reichen Sachinhalt mengen- und inhaltsmäßig nicht gerecht; auch sind sie zu einem Teil für die betreffenden Stellen des Erbregisters nicht zutreffend: So ist Aneiwende hier die Feldmarksgrenze. Baulebung war im 16. Jahrhundert längst nicht mehr eine Quote des beweglichen Vermögens (P. C. Ribbentrop, Landtagsabschiede etc. [1793] Nr. 6). Burgfeste ist nicht Frondienst schlechthin, vielmehr nur eine für bestimmte Fälle zu fordernder „extraordinärer“ Dienst. (T. Hagemann, Landwirtschaftsrecht [1807] S. 442; Dienstreglement 1722 Art. III.). Der Elsbaum könnte wohl auch die Elsbeere (*Sorbus torminalis*) sein. Gottespfennig ist hier das bei Vertragsabschlüssen übliche Handgeld (Lasch-Borchling II 162). Grind ist der Mahlgang (ebenda 162). Helle bedeutet Abhang (ebenda 260). Erboxen sind Grundeigentümer – mit exe = Axt hat das Wort nichts zu tun (D. Philippi, Die Erboxen [1920] 4 ff., dazu noch G. Bode, Urkundenbuch d. Stadt Goslar V Nr. 212). Hundegeld ist eine Leistung zur Abgeltung der Verpflichtung, den Jagdherrn, sein Gefolge sowie Jäger und Hunde zu gewissen Zeiten zu verpflegen (Hagemann 450 f., Korrespondenzbl. d. Ver. f. niederdt. Sprachforschung 1953 S. 58 f.). Landschatz ist eine von der (jüngeren) Kontribution unterschiedene Grundsteuer (W. Bode, Das Grundsteuersystem des Herzogtums Braunschweig [1824] 28.). Auch Kuhbede (Maikuh) und Haferbede sind Landessteuern (ebenda 19 f.). Lehnware ist die Abgabe, die der Lehnsman bei der Lehnserneuerung jeweils zu entrichten hatte (A. Steinacker, Particul. Privatrecht d. Herzogt. Braunschweig [1843] S. 573 f., R. Lüderßen, Befreiung u. Mobilisierung d. Grundbes. im Herzogt. Braunschweig [1881] S. 64). Weddeschatt bezeichnet wiedereinlösbares Pfandgut (Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch V [1880] S. 641). Wigelbrot ist Brot zu den geweihten Tagen, besonders Ostern: Festbrot; eine Brotweihe gab es im protestantischen Lande Braunschweig nicht mehr (ebenda V 709, s. a. Andree, Braunschw. Volkskunde 341).

Der Herausgeber unseres Erbregisters legt mit seiner Veröffentlichung das Ergebnis seiner sicherlich mühevollen Arbeit einer breiten Öffentlichkeit vor. Das werden die Benutzer ihm danken sein. Der Band kann sehr wohl als Forschungsgrundlage dienen. Dafür gebührt W. Allewelt Dank.

H. Wiswe

Kurt Hoffmeister: 150 Jahre Sport in Braunschweig. Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag 1982. 158 S., 18 Taf. m. Schwarzweißabb. – Ln.

Mehr als zehn Jahre hat sich Verfasser mit der Entwicklung des Sportbetriebes im neuzeitlichen Sinne in Braunschweig beschäftigt. Ergebnis dieser ausgedehnten Studien, die zunächst in mehreren Einzeluntersuchungen ihren Niederschlag gefunden hatten, ist die vorliegende umfangreiche Veröffentlichung. Ihr erster Hauptteil zeichnet die Entwicklung des modernen Sportwesens in Braunschweig nach vom Beginn des Schulturnens im 19. Jahrhundert und der Gründung des ersten Braunschweiger Turnvereins im Jahre 1847 bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Insbesondere wird ausführlich über die Anfänge des Fußballspiels, das erstmals auf deutschem Boden in Braunschweig nachweisbar ist, gehandelt. Der zweite Hauptteil unseres Bandes enthält eine Biographie des bekannten Turninspektors August Hermann (1835–1906), die über Hermanns Bedeutung für den Sport hinaus alle Seiten dieses reichen Lebens würdigt. Der dritte Hauptteil des Buches beschäftigt sich mit einer weniger bekannten, aber nicht minder bedeutenden Persönlichkeit, mit dem Braunschweiger Gymnasiallehrer Konrad Koch, der Begründer der Schulsportspiele in Deutschland gewesen ist.

Eine Zeittafel, ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ein Register ergänzen die verdienstvolle Arbeit, mit der erstmals eine ausführliche Darstellung der Sportgeschichte einer deutschen Stadt vorliegt. Eine Anzahl Abbildungen, deren Druckqualität freilich nicht immer heutigen Anforderungen entspricht, rundet den instruktiven Band ab.

MWi

Wolfgang Kelsch: Wolfenbüttel. Ein Führer mit zahlreichen farbigen und schwarz-weißen Fotos von Wolfgang Lange, 1 Stadtplan. Wolfenbüttel: Fischer Druck und Verlag 1982. 148 S. 8° – Brosch.

In der mittlerweile langen Reihe der „Wolfenbüttel-Bücher“ (vgl. Bs. Heimat Jg. 1980) ist

ein bemerkenswertes neues Bändchen anzuzeigen, das sich wohltuend von so mancher Veröffentlichung auf dem Gebiet abhebt, die mit leichter Hand hingeworfen ist. Mit viel Liebe zum Detail und aus seiner reichen Kenntnis hat Wolfgang Kelsch einen Führer ganz eigener Art geschaffen, der sich nicht in der Beschreibung eines Stadtrundganges erschöpft. Vielmehr wird in knappen Strichen in zehn Kapiteln eine Geschichte der Stadt dargeboten, die gleichermaßen die bauliche wie die geistig-kulturelle Entwicklung berücksichtigt. Wolfenbüttels historischer Kern wird noch immer geprägt durch seine gut drei Jahrhunderte währende Stellung als fürstliche Residenz (1432–1753/54). Die bedeutendsten kulturellen Einrichtungen der Gegenwart, die Herzog August Bibliothek und das Niedersächsische Staatsarchiv, das alte Landeshauptarchiv, gehen auf jene Epoche zurück (wie übrigens auch die unerwähnt gebliebene Tatsache, daß Wolfenbüttel heute Sitz der Evangelischen Landeskirche in Braunschweig ist). So wird verständlich, daß der Verfasser seine Thematik unter dem Gesichtspunkt „fürstliche Residenz“ in einzelnen Aspekten aufrollt, die übrigen Eigenheiten der Stadt aber nurmehr beiläufig erwähnt. Die beiden ersten Abschnitte sind den Ursprüngen der Stadt und der Würdigung der Leistungen einzelner Herrscher gewidmet. Kapitel drei und vier beschäftigen sich mit der baulichen Entwicklung des heutigen Stadtkernes sowie der Würdigung der jetzt hier ansässigen kulturellen Einrichtungen. Mehr ins Detail gehen die folgenden Ausführungen über das Niedersächsische Staatsarchiv, über die Friedhöfe der Stadt sowie über den Ornamentstil der Fachwerkhäuser und über Wallanlagen und Festungstore. Eine Übersicht über Künstler, Gelehrte und Hofbeamte in der Residenz sowie eine Stammtafel der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg in Wolfenbüttel (1514–1753/54) mit ihren bedeutenden verwandtschaftlichen Beziehungen zu europäischen Herrscherhäusern sind beigegeben. Hier hätte man sich eine Nennung der fürstlichen Gemahlinnen gewünscht.

Ein Schlagwortregister sowie Literaturangaben ergänzen den Text ebenso wie Abbildungen historischer Darstellungen und – wie immer – qualitativ hochwertige Fotos von Wolfgang Lange. Leider ist die buchbinderische Verarbeitung außerordentlich schlecht, was die Freude an der Benutzung des gewiß auch als Nachschlagewerk nützlichen Bandes leider schmälern muß.

MWi.

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

68. Jahrgang

Juni 1983

Heft 2

## *Die Künstlerfamilie Querfurt im Spiegel barocker Hofkultur des Herzogs Anton Ulrich*

*Zum 350. Geburtstag des Herzogs Anton Ulrich am 4. Oktober 1983*

Von Wolfgang Kelsch

Die höfische Kultur des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel im ausgehenden 17. Jahrhundert war von der kraftvollen Persönlichkeit des Herzogs Anton Ulrich (Mitregent 1685–1704, Alleinregent 1704–1714) geprägt. Im Gegensatz zu der patriarchalischen Gelehrtennatur seines Vaters, des Herzogs August des Jüngeren (reg. 1635–1666) verkörpert Anton Ulrich den absoluten Monarchen, der, von der Persönlichkeit Ludwigs XIV. von Frankreich geblendet, den dirigistischen Herrschaftsstil des Sonnenkönigs in seinem kleinen Land nachahmte, dabei aber – infolge seiner hohen Begabung und umfassenden Bildung – eigene, seinem Herzogtum angemessene Lösungen erzielte.

Die prachtvolle Alabasterbüste von Balthasar Permoser<sup>1)</sup> erfaßt durch den kraftvollen Schwung ihrer Formen das Wesen dieses „galantesten und prunkliebendsten Fürsten seiner Zeit“<sup>2)</sup>, der mit Allongeperücke und Prunkharnisch dargestellt ist: energisch und lebhaft, weltklug und unternehmungsfreudig, selbstbewußt und genußfroh, von ungestümem, durch höfische Erziehung gezügelterm Temperament.

In unruhiger, oft von Eitelkeit getriebener Maßlosigkeit und voller spontaner Einfälle suchte Anton Ulrich in seinem absolut regierten Fürstentum jene Einheit von Geist und Macht zu schaffen, in der sich Politik und Kunst dem prägenden Willen des Herrschers unterordnen.

Durch seine Landbaumeister Johann Balthasar Lauterbach und Hermann Korb setzte er dem Stadtbild seiner Residenz neue glänzende Akzente:

Die Hof- und Innenräume des Schlosses wurden zur fürstlichen Repräsentation umgestaltet<sup>3)</sup>.

Die einzigartige Büchersammlung seines Vaters erhielt den ersten selbständigen profanen Bibliotheksbau der Neuzeit.

Zur Pflege der Musik und des Theaters wurden in Wolfenbüttel und Braunschweig neue prunkvolle Opernhäuser errichtet.

Zur Förderung der höfischen Erziehung wurde eine Ritterakademie gegründet, an der Künstler und Gelehrte Unterricht erteilten<sup>4)</sup>.



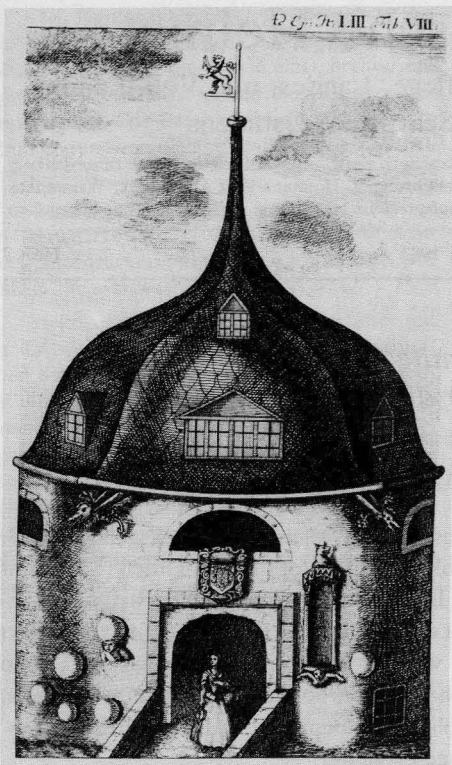


Abb. 1 Das Dammthor in Wolfenbüttel – Wohnung von Tobias Querfurt d. Ä.  
aus: F.E. Brückmann: *Epistolae itinerariae*.  
Repro: Herzog August Bibliothek

Neben der Musik und dem Theater förderte Anton Ulrich aber auch die Dichtkunst und verfaßte Romane, die zu den „Glanzstücken des höfischen Barockromanes in Europa“<sup>45</sup>) gerechnet werden.

Prunkvoller Höhepunkt seiner Regierung war die Einweihung des Lustschlosses Salzdahlum im Mai 1694. In diesem norddeutschen Versailles sollte sich das höfische Leben in prächtigen Empfängen, Ballett- und Theateraufführungen entfalten.

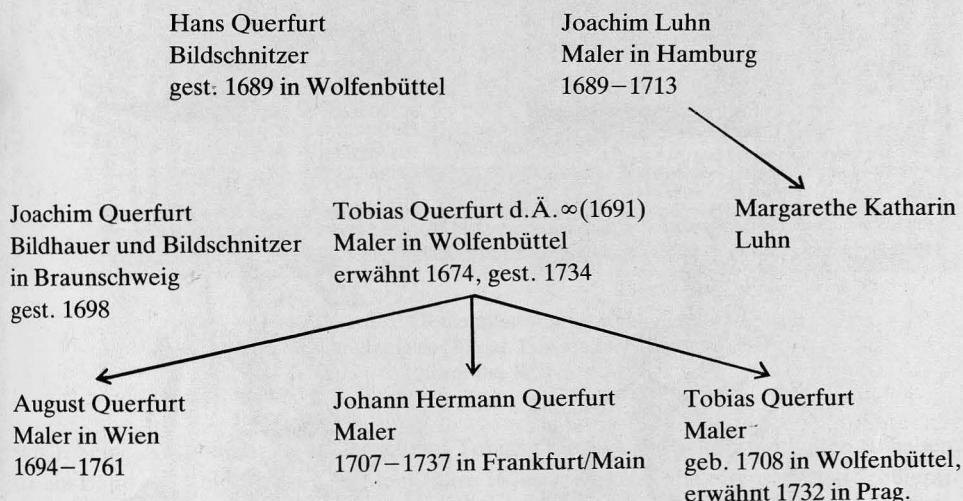
Das Interesse des Herzogs für die Bildenden Künste und die Malerei zeigte sich in großzügigen Ankäufen für eine Gemäldegalerie, deren Bestände bald zu den bedeutendsten europäischen Sammlungen gerechnet wurden. Auch in seiner Politik versuchte Anton Ulrich eine führende Rolle zu spielen. Nach den ersten Mißerfolgen einer übersteigerten Machtpolitik verstärkte er durch kluge Heiratsvermittlungen seinen Einfluß am Kaiserlichen Hofe in Wien. Aus politischer Zweckmäßigkeit entschloß sich Anton Ulrich, noch in hohem Alter zum katholischen Glauben zu konvertieren.

Bei allem äußeren Glanz darf nicht übersehen werden, daß die harte Realität oft durch den schönen Schein verdeckt wurde. Die fürstliche Maßlosigkeit überspannte die finanziellen und wirtschaftlichen Möglichkeiten des Herzogtums. Die Schuldenlast stieg ins Unermeßliche. Die Marmor vortäuschenden Fachwerkfassaden Salzdahlums mit den weitläufi-

gen Parkanlagen wurden in ihrem bald einsetzenden Verfall zum Symbol dieser illusionären Täuschungen. Als die Residenz in den Jahren 1753/54 endgültig nach Braunschweig verlegt wurde, verödete und verfiel Salzdahlum schnell.

Vor dem Hintergrund dieser festlichen Schaubühne fürstlicher Repräsentation ist ein Blick auf das Wirken und Schaffen der Künstler, die für Anton Ulrich tätig waren, aufschlußreich. Die Mitglieder der Künstlerfamilie Querfurt spiegeln etwas von dem Glanz der einstigen Wolfenbütteler Hofkultur wider, denn sie führen die „Inventionen“ ihres Herrschers aus, ihre Werke sind der künstlerische Ausdruck des herzoglichen Willens. Diese Künstler vermitteln aber auch durch ihre Tätigkeit an anderen Orten eine Vorstellung von der starken Ausstrahlungskraft der Residenz Wolfenbüttel.

Die „Querfurts“ können nicht zu den Großen ihrer Kunstgattung gerechnet werden, sie haben aber durch ihre solide künstlerische und handwerkliche Ausbildung als Kleinmeister ihren Platz als Porträtisten, Landschafts- und Freskomaler, Bildhauer und Bildschnitzer.



Die biographischen Hinweise ergeben sich in den meisten Fällen aus den Kostenabrechnungen für gelieferte Arbeiten oder Gehaltszahlungen, enthalten aber wenig Aufschlüsse über das Leben. Es ist nicht bekannt, ob der Bildschnitzer Hans Querfurth, der 1689 „so im Hautb irre“ starb, der Vater von Tobias oder Joachim Querfurt war. Hans Querfurt lebte seit 1672 in der Heinrichstadt der Residenz Wolfenbüttel<sup>6)</sup>, aber Arbeiten von ihm sind nicht bekannt.

Auch die verwandtschaftlichen Beziehungen von Tobias Querfurt d.Ä. und Joachim Querfurt sind nicht bekannt. Da beide aber oft zusammen arbeiteten, kann es wohl als sicher gelten, daß sie Brüder oder Vettern waren.

Tobias Querfurt d.Ä. ist seit 1674 in Wolfenbüttel nachweisbar. Anlässlich seiner Heirat mit der Tochter des Malers Joachim Luhn<sup>7)</sup> aus Hamburg im Jahre 1691 erhielt er eine Wohnung im Obergeschoß des heute nicht mehr vorhandenen Dammtores zugewie-



2a



2b



2c



2d

Abb. 2 Tobias Querfurt: Zeichnungen (1674), a) Junger Adliger (Page) b) Orientale c) Faun (Satyr) mit spielenden Putten d) Musikant. Herzog August Bibliothek - Handschriftensammlung Extravag. 101.2  
Repro: Herzog August Bibliothek



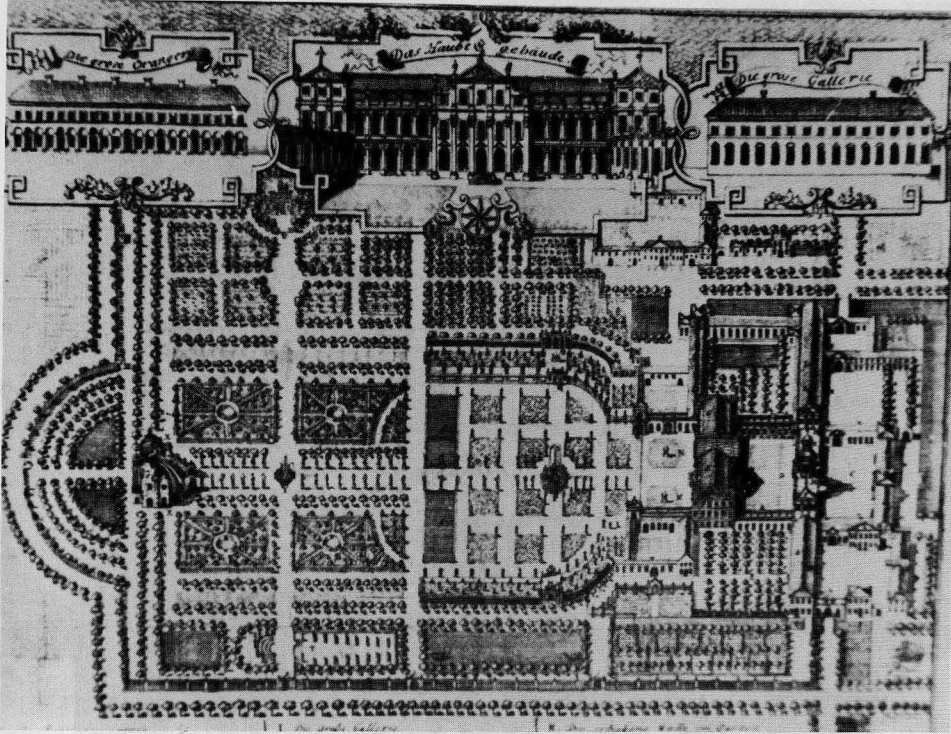


Abb. 4 Tobias Querfurt: Gesamtplan von Salzdahlum (um 1710) aus:  
Kurze Beschreibung des Fürstl. Lustschlosses Salzdahlum  
Repro: Ilse Kelsch

sen<sup>8)</sup>. Seine Ausbildung als Maler scheint Tobias Querfurt in Hamburg erhalten zu haben, da ein Band mit Zeichnungen aus dem Jahre 1674 erhalten ist, die offensichtlich Schülerarbeiten sind<sup>9)</sup>. Auf diese Hamburger Jahre gehen auch seine Beziehungen zu Joachim Luhn zurück. Durch seine angesehene Stellung als Hofmaler war Tobias Querfurt „der eigentliche Repräsentant der Barockmalerei in Wolfenbüttel“<sup>10)</sup>. Luhn erhielt bereits 1672 Aufträge in Wolfenbüttel und Braunschweig<sup>11)</sup> und arbeitete 1689–1693 beim Bau von Salzdahlum mit. 1696/97 war er als Historienmaler für Wandtapeten tätig, wovon im Schloß Wolfenbüttel die wandbeherrschende, glänzend komponierte Darstellung der Konstantinsschlacht an der Milvischen Brücke noch erhalten ist<sup>12)</sup>.

Die Tätigkeit von Tobias Querfurt war sehr vielseitig. Als Porträtist der herzoglichen Familie malte er allein für den Redoutensaal im Schloß Wolfenbüttel achtzehn Proträts, die leider nicht erhalten sind. Er muß sich hoher Anerkennung erfreut haben, da auch Leibniz auf Gespräche mit ihm Bezug nimmt. Mehrere ausgezeichnete Porträts des Herzogs Anton Ulrich und seiner Gemahlin Juliane werden ihm zugeschrieben. Die meisten seiner Bilder sind nicht signiert<sup>13)</sup>. Durch Zerstörungen und Abrisse sind auch seine großen Deckengemälde und Fresken in Salzdahlum und Wolfenbüttel nicht erhalten.

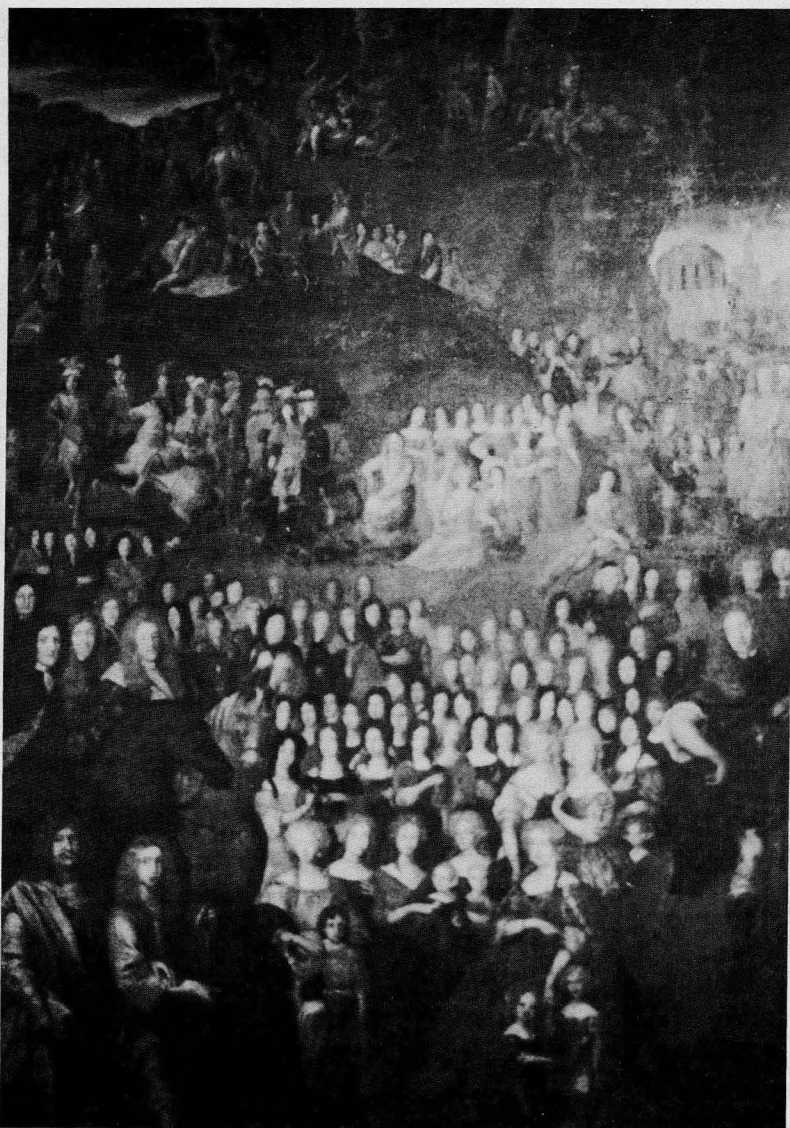


Abb. 3 Tobias Querefurt: Die Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich mit ihrem Hofstaat unter dem Kreuz von Golgatha (um 1700) Ausschnitte  
 a) Die Herzogin mit Kindern und Hofdamen  
 b) Herzog Anton Ulrich mit Höflingen  
 c) Hofbeamte, Gelehrte, Geistliche  
 Öl auf Leinwand, 418 x 335 cm  
 Leihgabe des Landesmuseums Braunschweig im Stadt- und Kreisheimatmuseum Wolfenbüttel,  
 Foto: Ilse Kelsch



3a

3b



3c





Von Tobias Querfurts Bildern ist das riesige Altarbild „Golgatha“, das in der Schloßkapelle aufgestellt war, für die von Anton Ulrich geförderte Hofkunst charakteristisch<sup>14</sup>). Auch dieses Gemälde ist nicht signiert, wird aber bereits 1699 rühmend erwähnt und ihm 1736 namentlich zugeschrieben<sup>15</sup>). Das über vier Meter hohe Gemälde mutet seltsam an, weil das Karfreitagsgeschehen mit der Repräsentation des Wolfenbütteler Hofstaates vermischt ist. Dargestellt ist Christus am Kreuz zwischen den beiden Schächern. Über der Stadt Jerusalem schweben dunkle Gewitterwolken, die auf das Erdbeben beim Tode des Gottessohnes hindeuten. Anscheinend völlig beziehungslos zu dem Karfreitagsgeschehen präsentiert sich auf der unteren Bildhälfte der Hofstaat mit den beiden regierenden Herzögen. Durch mehrere deutlich voneinander getrennte Gruppen will der Maler die Funktionen des Hofstaates hervorheben. Die Herzoginnen werden mit ihren Kindern und den Hofdamen gezeigt, Kavaliers und Offiziere umgeben die Herzöge, die Zöglinge der Ritterakademie sind zu erkennen und, etwas abgesondert, Geistliche und Gelehrte, unter denen man den Philosophen Leibniz vermutet, da dieser als Verwalter der Bibliothek dem Hofstaat angehörte<sup>16</sup>).

Wie ist diese merkwürdige, auf den ersten Blick fast blasphemisch anmutende Konfrontation des Gekreuzigten mit der festlich pompösen Szenerie zu erklären? Die Gegensätzlichkeit der Bildmotive ist aus der Tradition der alten Stifterbilder abgeleitet. Es entsprach durchaus dem Selbstverständnis eines absoluten Fürsten, wenn in dem Passionsgeschehen der weltliche Herrscher „von Gottes Gnaden“ sich in seiner ganzen Würde mit seinem Hofstaat zeigte. Die zunächst befremdliche Darstellung entspricht durchaus der protestantischen Auffassung von der landesherrlichen Gewalt. Bei dem Interesse Anton Ulrichs für die Kunst ist es mit Sicherheit anzunehmen, daß Querfurt mit diesem Altarbild die „Inventionen“ seines Herzogs für die Ausstattung der Schloßkirche befolgte.

Bei der Wertung der künstlerischen Qualität des Altarbildes zeigt es sich allerdings, daß Querfurt mit diesem Kolossalgemälde überfordert war. Es gelingt ihm nicht, die Kreuzigung auf Golgatha und den barocken Hofstaat in der Bildkomposition zu verbinden. Während auf den gotischen Stifterbildern die Stifter als andächtige Beter zu dem Gekreuzigten aufblicken, ist der in Einzelgruppen um die Herzöge versammelte Hofstaat lediglich zur repräsentativen personalen Selbstdarstellung erfaßt. Die Höflinge, Gelehrten und Offiziere blicken vom Kreuz weg leer in den Raum.

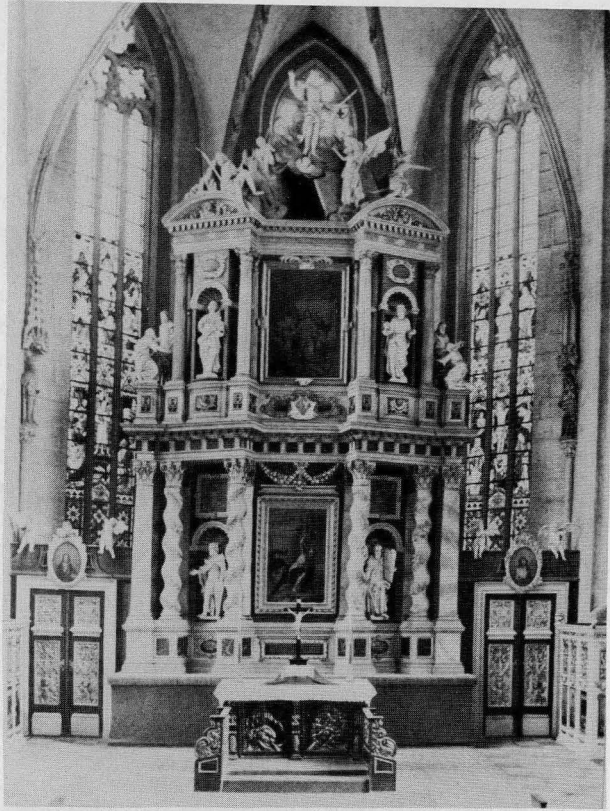
Die bisher nicht ganz gesicherte Zuschreibung des Bildes an Tobias Querfurt kann durch einen Vergleich mit einem Altarbild des gleichen Malers mit der Darstellung des Pfingstgeschehens für die Kirche in Corvey als gesichert angesehen werden. Auch auf den Corveyer Bildern findet sich die gleiche „ungenierte Mischung von Andachtsbild und zeitbedingter personaler Selbstdarstellung“<sup>17</sup>). Da die Bilder als persönliche Geschenke des Herzogs für den Corveyer Abt angefertigt wurden, dürfte nunmehr auch einwandfrei feststehen, daß Anton Ulrich seinem Hofmaler die Gestaltung der Bilder vorschrieb.

Bei der geachteten Stellung des Hofmalers Querfurt ist es verständlich, daß er für die Ausgestaltung des neuerbauten Lustschlosses wichtige Aufträge erhielt. So verfaßte er kurz nach der Vollendung der Schloßanlagen eine Beschreibung, die einen Überblick über den Gesamtplan der Anlage vermittelt<sup>18</sup>). In einer perspektivischen Malerei für das Treppen-



Abb. 5 Altarwand der St. Benediktikirche in Quedlinburg (1700)

Entwurf: Leonhard Christoph Sturm, Ausführung: Tobias und Joachim Querfurt, Joachim Luhn, Sebastian Huggenberg  
Repro: Ilse Kelsch



haus verherrlicht er den Herzog in einer Apotheose. Für die Große und Kleine Galerie sowie für die Schloßkapelle entstehen Fresken und Gemälde<sup>19)</sup>, aber alle diese Werke werden bei dem Abriß des Schlosses 1812 vernichtet.

Neben dieser umfangreichen Tätigkeit war Tobias Querfurt auch an der Ritterakademie als Zeichenlehrer tätig<sup>20)</sup>, außerdem war ihm eine Aufsichtsfunktion bei der herzoglichen Münze übertragen. Als Anton Ulrich aus politischer Zweckmäßigkeit in hohem Alter katholisch wird, konvertiert er ebenfalls, wohl in der Hoffnung, sich dadurch die Gunst des Herrschers zu sichern. Wegen einer Eigenmächtigkeit wird er 1714 in Ungnaden entlassen. Diese Maßnahme dürfte auf den Regierungswechsel nach dem Tode des Herzogs zurückzuführen sein, da man ihm in der höfischen Verwaltung seine Konversion verübelte<sup>21)</sup>. In den folgenden Jahren beginnt ein unruhiges Wanderleben. 1715–1718 hält er sich in Corvey auf<sup>22)</sup>, 1719 und 1730 ist er in Hamburg nachgewiesen<sup>23)</sup>. Dennoch scheint er seinen Wohnsitz in Wolfenbüttel behalten zu haben, denn er erhält – im Hinblick auf sieben unversorgte Kinder – Pensionszahlungen und ist auch in dem ältesten Adreßbuch von Wolfenbüttel aus dem Jahre 1725<sup>24)</sup> als „Hofmaler“ ausgewiesen. Allerdings scheint seine Tätigkeit mit dem Tode seines Gönners und Förderers Anton Ulrich ein Ende gefunden zu haben. Querfurt starb 1734.



Abb. 6 Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (um 1685), Vollplastische Büste aus Elfenbein, H. 24 cm, Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig  
Museumsfoto: B. P. Keiser

Beim Bau des Schlosses Salzdahlum werden Tobias und Joachim Querfurt oft zusammen genannt. Diese enge berufliche und künstlerische Verbindung dürfte wohl ihre Verwandtschaft als Brüder oder Vettern bestätigen. Von Joachim Querfurts Leben ist wenig bekannt. Er ist fast während der ganzen Bauzeit von Salzdahlum 1689–1694 dort tätig und ist anschließend 1695–1697 beim Bau der Trinitatiskirche I beschäftigt. Sein fester Wohnsitz war anscheinend in Braunschweig, er hielt sich aber wegen der Fülle der Aufträge in Salzdahlum auf. Seine gelieferten Auftragsarbeiten werden einzeln abgerechnet<sup>25</sup>). Zusammen mit Sebastian Huggenberg, dem Hofbildhauer, fertigte er eine größere Anzahl von Statuen für Schloß und Park Salzdahlum an<sup>26</sup>). Leider lassen sich anhand der erhaltenen Kostenbelege weder die Urheberschaft der einzelnen Bildhauer noch die dargestellten Motive ermitteln. Neben dem Tiroler Franz Fink, der auch für Salzdahlum arbeitete, scheint Huggenberg die größeren plastischen Gruppenarbeiten ausgeführt zu haben, während Joachim Querfurt Kleinplastiken als Nebenarbeiten lieferte<sup>27</sup>). Da die Hauptallee im Park allein mit 62 Statuen geschmückt wurde<sup>28</sup>), wurden mehrere Künstler benötigt, zumal der Herzog auf schnelle Fertigstellung drängte. Da auch der gesamte plastische Schmuck, bis auf wenige Reste, nach dem Abbruch des Schlosses in alle Winde verstreut wurde, ist eine exakte Zuschrei-

bung unmöglich. Auch über Joachim Querfurts Anteil an dem plastischen Schmuck der Trinitatiskirche I in Wolfenbüttel ist nichts bekannt.

Um so mehr gewährt ein bedeutendes Werk einen Einblick in eine Gemeinschaftsarbeit Wolfenbütteler Künstler. Nach dem Abschluß des ersten großen Bauabschnittes in Salzdahlum entwarf der Wolfenbütteler Architekturtheoretiker und Professor Leonhard Christoph Sturm einen Plan für eine große Hochaltarwand für die Sankt Benediktikirche in Quedlinburg. An der Ausführung wurden Tobias und Joachim Querfurt, Sebastian Huggenberg und der Maler Joachim Luhn aus Hamburg beteiligt. Sturm hatte bisher nur theoretische Abhandlungen über die Baukunst verfaßt und war noch nie zu einer Tätigkeit als praktischer Architekt gekommen. Sturms Beziehungen zu Quedlinburg beruhten auf persönlichen Verbindungen, denn er hatte im Jahre 1695 die Tochter des Quedlinburger Gymnasialdirektors Samuel Schmidt geheiratet<sup>29)</sup>, der ihm wohl durch seinen Einfluß und seine Fürsprache diesen großen Auftrag vermittelte. Joachim Querfurt wurde als Bildschnitzer verpflichtet, trat aber mehr als Unternehmer auf und gab die Ausführung an Sebastian Huggenberg weiter. Da Joachim Querfurt während der Arbeiten im Sommer 1698 starb, arbeitete Huggenberg selbständig weiter. Nachdem Sturm seine Planung für die Bemalung und den Bildschmuck entwickelt hatte, wurde Tobias Querfurt d.Ä. als Vermittler eingeschaltet, der die großen Bildaufträge an seinen Schwiegervater Joachim Luhn weitergab<sup>30)</sup>. Das große Gemeinschaftswerk wurde im Jahre 1700 abgeschlossen. Die aufgestellte Altarwand war von hoher künstlerischer Qualität. Durch die Zusammenarbeit des planenden Entwerfers mit den Bildschnitzern und Malern ist sie ein Beweis für den hohen künstlerischen Ruf, den die Residenz Wolfenbüttel genoß.

Da Joachim Querfurts künstlerische Stärke wohl in der Kleinplastik lag, wird ihm auch eine vollplastische Elfenbeinbüste Anton Ulrichs zugeschrieben, die um 1685 geschaffen wurde<sup>31)</sup>. Die nur 24 cm hohe Elfenbeinbüste zeigt den Herzog im Gewand eines römischen Imperators. In ihrer künstlerischen Qualität erreicht sie bei weitem nicht die lebendige Frische der Alabasterbüste Permosers, kann aber als sorgfältige Handwerksarbeit der Wolfenbütteler Hofkunst zugeordnet werden, zumal hier die Elfenbeinschnitzkunst hochgeachtet war. Wenn Anton Ulrich sich in allegorischer Überhöhung als Apollo Musageta (Musenführer) darstellen ließ, entspricht die Rolle als römischer Imperator Augustus ebenfalls den Vorstellungen dieses Herrschers.

Wie Tobias Querfurt d.Ä. als Maler ist Joachim Querfurt als Bildhauer – zusammen mit Sebastian Huggenberg, ein typischer Vertreter jener Wolfenbütteler Hofkunst, die mit relativ bescheidenen Mitteln bemüht ist, in ihren Werken der Regierung ihres Herzogs den erstrebten glanzvollen Rahmen zu geben<sup>32)</sup>.

Im Gegensatz zu seinem Vater Tobias, dem einflußreichen und geachteten Hofmaler, ist sein Sohn August Querfurt (1694–1761) mehr als sein Vater in der Kunstwissenschaft gewürdigt. Dies mag allein durch die Tatsache begründet sein, daß er bereits in jungen Jahren den engen Bezirk seiner braunschweigischen Heimat verließ und in der damals beliebten Gattung der Tier- und Schlachtenmalerei zu einem eigenen Stil fand.

August Querfurt wurde im Jahre 1694 in Wolfenbüttel geboren<sup>33)</sup>, verbrachte hier seine Jugendzeit und erhielt, zusammen mit seinen jüngeren Brüdern, die erste Unterweisung von seinem Vater. Vielleicht verließ er Wolfenbüttel, als sein Vater in Ungnade gefallen war. Entscheidend für ihn wurde die folgende Lehrzeit bei dem Pferde- und Schlachtenmaler Georg Phi-





Abb. 7 August Querfurt: Aufbruch zur Falkenjagd (um 1750), 17,3 x 25 cm,  
Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig,  
Museumsfoto: B.P. Keiser

lipp Rugendas d.Ä. in Augsburg. In dieser Stadt, in der sich gerade in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein blühendes Kunsthandwerk entwickelt hatte, empfing er auch weitere Anregungen durch den Maler und Stecher Johann Elias Riedinger, der durch seine Pferdebilder berühmt und geschätzt war. Die großen Vorbilder in diesem damals beliebten Genre waren Jaques Courtois, genannt Le Bourguignon (1621–1675), dessen Schlachtenbilder sich durch ihre Frische und Lebendigkeit auszeichneten, und Philips Wouwerman (1619–1668).

Zu August Querfurts ersten größeren selbständigen Arbeiten gehört eine Anzahl von Gemälden für Schloß Ludwigsburg, darunter zwei Kolossalgemälde der Schlachten von Belgrad und Höchstädt. In Pressburg (Bratislava) malt er Schlachtenbilder, Jagd- und Pferdestücke für den Hofkammerrat von Török<sup>34</sup>) und lebt seit 1743 in Wien, wo er 1752 Ehrenmitglied der Kaiserlichen Akademie der Künste wird. Für sein Ansehen als Porträtist sprechen seine Porträts von Mitgliedern des Kaiserhauses, darunter auch Reiterbildnisse Maria Theresias und Karls VII. Seine künstlerische Stärke beruht in der Darstellung von Pferde- und Jagdszenen, Reiterkämpfen und von etwas genrehaften Volksszenen. Er soll 1761 in Wien in ärmlichen Verhältnissen gestorben sein<sup>35</sup>).

Wenn August Querfurts Gemälde in den Besitz vieler angesehener Museen übergingen<sup>36</sup>), spricht dies für ihre Wertschätzung, die weniger auf der Originalität der Motive beruht, sondern in der soliden handwerklichen Gestaltung. Auch die in Wien aufbewahrten Zeichnungen<sup>37</sup>) dürften als wertvolle Ergänzung zu seinem Werk anzusehen sein.



Abb. 8 August Querfurt: Zwei Reiter mit Hunden (um 1750), 17,3 x 25 cm,  
Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig,  
Museumsfoto: B.P. Keiser

Die im Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig vorhandenen Bilder August Querfurts bestechen durch ihre klare Komposition und Beherrschung der farblichen Effekte. Der „Aufbruch zur Falkenjagd“ sowie die „Reiter mit Hunden“ zeigen einen Meister der Tierdarstellung. Bei aller Abhängigkeit von Bourguignon und Wouwerman<sup>38)</sup> spürt man jedoch in der atmosphärischen Verdichtung der Natur mit ihrem bäuerlichen Dekor den eigenen Stil. Die „Reitergesellschaft in der Scheune“ verbindet die realistische Wiedergabe der bäuerlichen Umgebung zu einer von dunklen Farbtönen beherrschten Stimmung.

Bei einem Vergleich zeigen die Bilder von Tobias Querfurt d.Ä. eine qualitätsvolle Porträtmalerei, kommen aber in der allegorischen Verherrlichung des Fürsten über die übliche barocke Apotheose nicht hinaus. Die künstlerische Gestaltung bleibt in dem Rahmen einer handwerklich soliden Hofkunst. August Querfurt übertrifft seinen Vater durch die meisterliche Beherrschung der Bildkomposition und durch die Qualität der Farbgebung.

Von einem jüngeren Sohn Tobias Querfurts, Johann Hermann Querfurt, der um 1700 in Wolfenbüttel geboren wurde, ist wenig bekannt. Für die geachtete Stellung seines Vaters spricht die Patenschaft des Landbaumeisters Hermann Korb. Wie sein Bruder August wurde Johann Hermann auch von seinem Vater unterrichtet und scheint später ausschließlich als Porträtmaler tätig gewesen zu sein<sup>39)</sup>. Er starb in jungen Jahren in Frankfurt/Main.

Auch von dem jüngsten Sohn Tobias Querfurt d.J., der 1708 in Wolfenbüttel geboren



Abb. 9 August Querfurt: Reitergesellschaft in der Scheune 40 x 57 cm,  
Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig  
Museumsfoto: B.P. Keiser

wurde, wissen wir wenig. Er war 1732 in Prag tätig. Wenn es heißt, daß er Jagd- und Schlachtenbilder in der Art seines Bruder August malte<sup>40)</sup> und diese sogar unter dessen Namen verkaufte, spricht dies für die Wertschätzung der Bilder seines Bruders August.

Über die weiteren Kinder von Tobias Querfurt ist nichts bekannt. Das hängt wohl mit der Tatsache zusammen, daß mit dem Tode seines herzoglichen Gönners Anton Ulrich seine künstlerische Tätigkeit in Wolfenbüttel beendet war. Der Entzug der herzoglichen Gunst zwang ihn zu einem unruhigen Wanderleben und nötigte seine Söhne, ihren Broterwerb als Maler an anderen Orten zu suchen. Auch diese Abhängigkeit von der Gnade der Fürsten mit der Erfüllung ihrer Aufträge und Wünsche oder dem Ende der künstlerischen Tätigkeit durch die fürstlichen Launen ist – neben manchen glanzvollen Beispielen fürstlicher Hofkultur – kennzeichnend für die gesellschaftliche Struktur im Zeitalter des Absolutismus und die Stellung der Künstler gegenüber ihren fürstlichen Brotgebern.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig. Über die Braunschweiger Bildnisbüsten Permosers: Asche, Sigfried: Balthasar Permoser, Leben und Werk, 1978, S. 76 ff, Abb. 184 – <sup>2)</sup> Anton Ulrich. In: Allgemeine Deutsche Biographie, 1875, Neue Deutsche Biographie, 1953 – <sup>3)</sup> Hagen, Rolf: Schloß Wolfenbüttel, 1980 – <sup>4)</sup> Kuhlenkamp, Alfred: Die Ritterakademie Rudolf- Antoniana in Wolfenbüttel, 1975 – <sup>5)</sup> Kindlers Literatur Lexikon. Erg. Bd., 1964, S. 819 – <sup>6)</sup> Thöne, Friedrich: Wolfenbüttel, 1963, S. 244 – <sup>7)</sup> Thöne ebda. S. 253 – <sup>8)</sup> Das Dammtor befand sich am heutigen Westeingang des Kaufhauses Karstadt



– <sup>9)</sup> Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Handschriftensammlung Extravag. 101 – <sup>10)</sup> Thöne a.a.O., S. 136 – <sup>11)</sup> Thöne a.a.O., S. 134 – <sup>12)</sup> Thöne a.a.O., Abb. 128, S. 254 – <sup>13)</sup> Thöne, a.a.O., S. 253 – <sup>14)</sup> Thöne, a.a.O., S. 253, Kat. Herzog August-Ausstellung, Wolfenbüttel 1979, S. 245, Nr. 491a – <sup>15)</sup> Thöne, a.a.O., S. 253 – <sup>16)</sup> Scheel, Günter: Leibniz' Eintritt i.d. braunschweig. Staatsdienst u. seine Wolfenbütteler Wohnung. In: Brschg.Heimat, Jg. 68, 1982, – <sup>17)</sup> Brüning, Joachim: Porträts von Welfenfürsten in Corvey. In: Brschg.Heimat, Jg. 64, 1978, S. 78. – <sup>18)</sup> Querfurt, Tobias: Beschreibung des fürstl. Lustschlosses Salzdahlum. Um 1710 – <sup>19)</sup> Alvensleben, Udo von: Die Braunschweigischen Schlösser der Barockzeit und ihr Baumeister Hermann Korb. 1937, S. 25 – <sup>20)</sup> Kuhlenskamp a.a.O. S. 78 – <sup>21)</sup> Thöne a.a.O., S. 253 – <sup>22)</sup> Brüning a.a.O., S. 74 ff – <sup>23)</sup> Thöne a.a.O., S. 253 – <sup>24)</sup> Paul Zimmermann (Hrsg.): Das Wolfenbütteler Adreßbuch von 1725 (1929). – <sup>25)</sup> Steinacker, Karl: Die Akten des Salzdahlumer Schloßneubaus. In: Brschwg. Magazin, Jg. 1925, S. 21 f – <sup>26)</sup> Gerkens, Gerhard: Das Fürstliche Lustschloß Salzdahlum. 1974, S. 128 – <sup>27)</sup> Gerkens a.a.O., S. 152/153. – <sup>28)</sup> Thöne a.a.O., S. 132 aufgrund der Beschreibung von Tobias Querfurt Anm. 18 – <sup>29)</sup> Osterhausen, Fritz von: Georg Christoph Sturm, 1778, S. 13, Anm. 34 – <sup>30)</sup> Steinacker, Karl: Die Bilderwand des Hochaltars der Benediktikirche in Quedlinburg. In: Quellen und Forschungen z.brschg.Gesch. Bd. 6. 1914 (Festschrift für Paul Zimmermann) – <sup>31)</sup> Katalog Barockplastik in Norddeutschland, Hamburg, Museum f. Kunst u. Gewerbe, 1977 (Hrsg. Jörg Rasmussen) S. 452, Nr. 159. Aus Katalog: Deutsche Kunst des Barock – Herzog Anton Ulrich-Museum, Kat. Nr. 121, S. 70 (Bodo Hedergott) 1975 – <sup>32)</sup> Osterhausen a.a.O., S. 7. – <sup>33)</sup> Thöne weist a.a.O., S. 253 den Taufeintrag 7.10.1694 nach und berichtet damit Thieme-Becker – <sup>34)</sup> Naglers Künstlerlexikon 1841: Querfurt – <sup>35)</sup> Naglers Künstlerlexikon – <sup>36)</sup> Thieme-Becker: Künstlerlexikon Ausstell. Kat. Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig: Deutsche Kunst des Barock, 1975, S. 35, (Hrsg. Demus, Horst), Kunsthist. Mus. Wien: Verzeichnis der Gemälde, 1973, S. 138, desgl. auch: Gemäldeverzeichnis Staatsgalerie Stuttgart und Landesmuseum Oldenburg – <sup>37)</sup> Koschatzky, W., Strobl, A.: Die Albertina in Wien. 1969, S. 202 – <sup>38)</sup> z.B. Philips Wouwerman: Rat auf der Falkenjagd, Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig – <sup>39)</sup> Thieme-Becker gibt ein „Porträt der Prinzessin Antoinette von Braunschweig-Wolfenbüttel (Museum Eisenach) mit der angebl. Signatur „J. Querfurt 1707“ an. – <sup>40)</sup> Thieme-Becker: Künstlerlexikon

## *Der Hauptschulgarten in Braunschweig – eine frühe Siedlungsstelle*

Von Holger Fischer

Zu verschiedenen Zeiten ist das Gelände des Hauptschulgartens – das Land um den Doweese sowie das Gelände um den südlich liegenden Bullenteich – unter den Pflug genommen worden. Ein „Schleier“ mittelalterlicher Keramikscherben des 12. – 15. Jahrhunderts (sogenannte „Graublaue Ware“), die durch Düngung auf die Felder gelangten und noch heute durch Bodenbearbeitung an die Oberfläche kommen, bezeugen dieses. Des weiteren sind von hier ein Kugeltopf des 12. Jahrhunderts und eine Kruke mit Griff aus dem 14. Jahrhundert im Braunschweigischen Landesmuseum inventarisiert. Eine 27,5 cm lange Eisenharpune, die aus dem Doweese zutage gefördert wurde, kann ebenfalls in den mittelalterlichen Zeithorizont datiert werden. Daß Wasser auf den Menschen zu allen Zeiten eine große Anziehungskraft ausgeübt hat, bestätigt sich also auch am Doweese und Bullenteich.

Die Entstehung dieser beiden Wasserstellen muß sich schon vor der Allerödzeit, also etwa zu Beginn der Klimabesserung am Ende der letzten Eiszeit (Weichsel-Glazial) ab etwa 15.000 v. Chr., vollzogen haben. Diese Datierung basiert auf einem archäologischen Be-



fund, auf den ich noch zurückkommen werde. Gebildet haben sich die „Dolienteiche“ durch Ausspülung der tiefer liegenden weichen Sedimentformation, in die die darüberliegenden Schichten einbrachen. Geologisch werden diese trichterförmigen Einbrüche als Erdfälle bezeichnet. Im geologischen Einflußgebiet des Elms (Höhenzug östlich von Braunschweig) gibt es einige Erdfälle, zu denen auch die beiden im „Dowesee-Gebiet“ gehören.

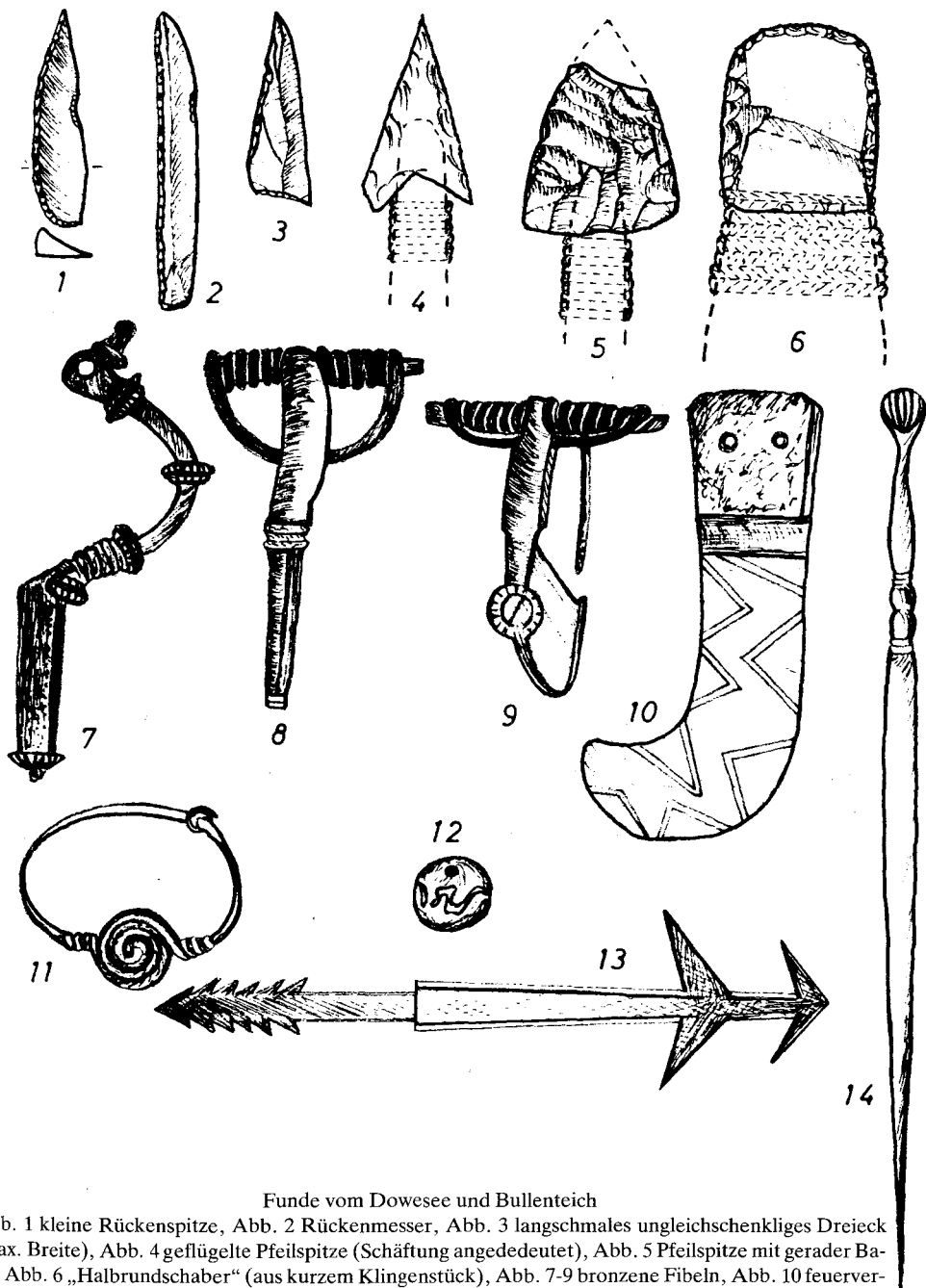
Daß solche oberflächlich sichtbaren Besonderheiten die Phantasie der Menschen angeregt haben, zeigen die Sagen, die den alten Volksglauben so unmittelbar und lebendig machen. Vom Dowesee wurde folgendes erzählt: Unter Herzog Otto dem Kind soll ein Taucher in den Dowesee gegangen sein. Nachdem er wieder aufgetaucht war, berichtete er, daß die Mönche des hier einst versunkenen Klosters ihn leichenblaß und mit fürchterlichen Gebärden angesehen hätten. Auf dem Dach des Klosters habe ein ungeheurer Adler gesessen, dessen Augen Feuer sprühten und der unaufhörlich mit den Schwingen geschlagen habe, erzählte er weiter.

In einem alten Volksbuch wird der Dowesee auch als Taube-See bezeichnet. Es steht dort: „Der Taube-See (wohl von taub) füllt jetzt nur noch die Hälfte der früheren Erdvertiefung aus. Weih‘ und Enten umschwirren klagend das stille dunkle Gewässer der Heide.“

So geheimnisumwittert, wie sich um den Dowesee Legenden rankten, so im dunkeln liegt das erste menschliche Leben, das sich an seinen Ufern abspielte. Wann die ersten Jägergruppen hier lagerten und wann bauerliche Lebensweise fester Bestandteil des Alltags wurde und wie sich die Entwicklung weiter vollzog, kann jedoch an reichen archäologischen Funden des Dowesee-Gebietes dokumentiert werden.

Die Kenntnisse über die verschiedenen kulturellen Entwicklungsstufen beruhen durchweg auf Deutung bzw. Bestimmung von Oberflächen- und zufälligen Bodenfunden. Systematische archäologische Grabungen haben nicht stattgefunden. Selbst die Freilegung eines Einbaum-Bootes geschah nicht wissenschaftlich mit Spatel und Kelle. Der Einbaum, auf den man in 1,50 m Tiefe bei Ausbaggerungsarbeiten des Dowesees stieß, war 3,20 m lang und 50 cm breit. Seine Höhe betrug 26 bis 32 cm. Zwei 7 cm breite stehengelassene Querrippen im hinteren Teil des Bootes bildeten einen Kasten. Er könnte abgedeckt evtl. als Sitz und als Behälter von erlegten Fischen und Wassergeflügel gedient haben. Leider ist der Einbaum durch Kriegseinwirkung verlorengegangen, bevor er datiert werden konnte. Seiner Ausführung nach könnte er aber ins 6. – 8. Jahrhundert n. Chr. gehören. Die Fundstelle des Einbaumes lag im Norden des verlandeten Teiles, der den See von Nord nach Süd in zwei Hälften schnitt und um gut ein Drittel die heutige Wasserfläche verkleinerte. Bei den Baggerarbeiten kam noch eine Eichenholzkeule (?) zum Vorschein. Sie ist zeitlich nicht bestimmbar. Darstellungen keulenschwingender Germanen kennen wir jedoch von römischen Basreliefs, und bei Tacitus ist von kurzen Wurfhölzern die Rede, die von Germanen der zweiten und folgenden Angriffsreihen mitgeführt wurden. Vielleicht kann der zum Ende hin sich keulenförmig verdickende hölzerne Gegenstand in diesem Zusammenhang gesehen werden.

Viele wichtige Funde stammen noch aus der Zeit der ackerbaulichen Nutzung der um den Dowesee liegenden Gemarkung. Sie wurden alljährlich beim Pflügen nach oben gefördert und konnten so in der feldfruchtlosen Zeit – im Herbst und im Frühjahr – abgelesen werden. Das Gebiet des Dowesees wurde vor allem von den Sammlern Grabowsky und



#### Funde vom Dowesee und Bullenteich

Abb. 1 kleine Rückenspitze, Abb. 2 Rückenmesser, Abb. 3 langschmales ungleichschenkliges Dreieck (max. Breite), Abb. 4 geflügelte Pfeilspitze (Schäftung angedeutet), Abb. 5 Pfeilspitze mit gerader Basis, Abb. 6 „Halbrundschar“ (aus kurzem Klingenstück), Abb. 7-9 bronzene Fibeln, Abb. 10 feuervergoldete Riemenzunge, Abb. 11 Fingerring aus Draht, Abb. 12 verzierte Glasperle, Abb. 13 Eisenharpune, Abb. 14 bronzener Ohrlöffel.

Zeichnungen: H. Fischer

Haake abgesucht. Ihr Fundmaterial und die dazu gehörenden Aufzeichnungen bilden eine wichtige Grundlage unserer prähistorischen Kenntnisse von der vorliegenden Stelle.

Die steinzeitlichen Artefakte (von Menschen geformte vorgeschichtliche Gegenstände) vom Dowesee sind hauptsächlich aus Feuerstein (Felsgestein ist selten). Die ältesten Feuersteingeräte konzentrierten sich auf einer Stelle, die oberhalb des Sees an seiner Ostseite lag. Hier muß der Lagerplatz einer steinzeitlichen Jägergruppe gewesen sein, der nach seinen lithischen (steinernen) Geräten in die Allerödzeit datiert wird. Die Verhältnisse, die im vorliegenden Zeitabschnitt herrschten, möchte ich kurz erläutern und zitiere dazu aus meinem Buch „Alt- und Mittelsteinzeit zwischen Harz und Heide“ (erschieden im Hagenberg-Verlag, Hornburg): „In der Erwärmungsphase, der Allerödzeit, ca. 10.000 – 9.000 v. Chr., breiten sich in weiten Gebieten schon lichte Wälder aus. Bis auf Unterbrechungen durch eine parkähnliche Tundralandschaft prägten sie das Bild unserer Heimat. Die niedrige Flora der Älteren Dryaszeit (Ältere Tundrenzeit), die neben der Silberwurz hauptsächlich aus Gletscher- und Strauchweide (*Salix polaris*), aus Wacholder (*Juniperus*) und einer niedrigen Birkenart (*Betula nana*) bestand, wurde im nördlichen Harzvorland durch die Birke und die sich ihr zugesellende Kiefer verdrängt bzw. überlagert. Das günstige Klima und der relative Waldreichtum der Allerödzeit boten der Tierwelt wieder gute Lebensbedingungen, so daß sie sich bald nach Norden ausbreitete. Das kälteliebende Ren war in nördliche Breiten abgewandert, und vermutlich waren als wichtigstes jagdbares Wild der Rothirsch und der Elch an seine Stelle getreten.“

Die Jäger der Allerödzeit hinterließen auf ihrem Lagerplatz östlich des Dowesees ihre spezifischen rückengestumpften Geräte. Bei diesen handelt es sich um von Feuersteingerölen abgeschlagene Klingen, denen auf mindestens einer Seite die Schärfe durch Druck- oder Schlagretusche genommen ist. Welchen Verwendungszwecken die Geräte bzw. Geräteteile gedient haben, ist nur anzunehmen. Sie werden aber zum Teil Pfeilspitzen gewesen sein, vor allem die, bei denen der schwungvoll zugerichtete Rücken in einer Spitze endet. Der Archäologe nennt diese Art Rückenspitze und die mit dem geraden Rücken Rückenmesser.

Vom selben Fundareal stammt eine sogenannte Riesen Klinge mit einer Rundumretusche. Sie könnte einer Kulturstufe angehören, die jünger ist als der vorgenannte „Rückenspitzen-Kreis“. Solche überdimensionalen Klingen mit meist über 15 cm Länge fanden in der späten Rentierjäger-Kultur des Jüngeren Dryas (Dryas = Silberwurz) Verwendung. Die Jüngere Dryaszeit um etwa 8.500 v. Chr. war eine Kaltphase vor der Mittelsteinzeit, in der die Tundrenvegetation sich erneut bei uns ausbreitete und etwa ein halbes Jahrtausend bestimmend war. Ein lichter Birken – Kiefernwald herrschte vor.

Andere datierbare Geräteteile, die sich auf der Nord- und Westseite des Dowesees konzentrierten, hinterließen Jägergruppen der späten Mittelsteinzeit (Mesolithikum = Mittelsteinzeit, von 8.000–4.000 v. Chr.). Am Ende des Jüngeren Dryas – Beginn des Mesolithikums – erwärmte sich das Klima ständig. In der Zeit zwischen ca. 7.000–5.000 v. Chr., dem Boreal, oder nach dem hauptsächlich Bewuchs auch Kiefern-Hasel-Zeit genannt, war das Klima trocken und warm, ähnlich wie wir es heute aus mediterranen Zonen kennen.

Die Geräteteile, die uns am Dowesee entgegentreten, gehören aber dem Abschnitt des Mesolithikums an, in dem sich kühlere und feuchtere Einflüsse bemerkbar machten, die durch den Vorstoß der Nordsee hervorgerufen wurden. Klimatologisch wird diese Epoche

zwischen 5.000 und 3.000 v. Chr. als Atlantikum bezeichnet. Um den Dowesee und den Bullenteich muß sich zu dieser Zeit großflächig ein dichter Urwald gebildet haben, der auf den höheren trockeneren Flächen hauptsächlich aus Ulme, Linde, Eiche und Ahorn bestanden haben wird. Auf den nahrungsarmen Sandböden, die hauptsächlich im Bereich der Wasserstellen anstehen, hatte sich vermutlich ein lichter Kiefern-Birkenbestand erhalten. In den feuchten Uferbereichen der Teiche werden Erlen und Weiden gestanden haben, Baumarten, die auch heute hier noch am besten gedeihen. Durch Analyse des eingelagerten Blütenstaubs (Pollendiagramm) in den vermoorten Zonen des Bullenteiches konnte auf den ursprünglichen Bewuchs geschlossen werden. Außerdem konnte nachgewiesen werden, daß die Moorbildung im Boreal einsetzte.

Bei den spätmesolithischen Geräteteilen handelt es sich um Mikroklingen, Trapeze und langschmale Dreiecke. Die Trapeze und Dreiecke wurden aus feinen Feuersteinklingen gefertigt. Herstellungsgrundlage dieser sogenannten Mikrolithik (mikro = klein, lithos = Stein) war die Kerbtechnik. Sie ist eine Erfindung des mittelsteinzeitlichen Jägers. Die mikrolithischen Geräteteile werden als Pfeilspitzen und auch als Widerhaken Verwendung gefunden haben. Einige Beispiele von Mikrolithen, die in Holzschäfte und in Geweih- und Knochenspitzen eingesetzt sind, zeigen dieses. Leider ist vom Dowesee kein gefaßter Mikrolith vorhanden.

Die Jungsteinzeit (Neolithikum 4.000–1.800 v. Chr.) ist mit einer Hammeraxt aus bläulichem Gestein vertreten. Bei den Hammeräxten handelt es sich um durchbohrte geschliffene Felsgesteingeräte mit angeschliffener Schneide und gerundetem bzw. verdicktem Nacken. Diese Äxte sind typisch für die nordeuropäische Einzelgrabkultur (zwischen 2.200–1.700 v. Chr.), die in engem Zusammenhang mit der mitteleuropäischen Schnurkeramik-Kultur steht. Eine „quergeschäftete Pfeilspitze“ – gemeint ist wohl eine querschneidige Pfeilspitze – findet bei Grabowsky Erwähnung. Sie ist etwa in die Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. zu datieren. Die zahlreichen geflügelten dreieckigen Pfeilspitzen, die aus dem gesamten Areal stammen, sind vielleicht in den gleichen Zeithorizont zu stellen, dem die Hammeraxt angehört. Einen neolithischen „Halbrundscher“ las ich vor einiger Zeit auf dem sandigen Nordufer des Dowesees auf. Vor kurzem kam noch ein Pfeilspitzenfragment mit gerader Basis hinzu, das ich auf der Ostseite oberhalb des Dowesees fand. Pfeilspitzen mit gerader Basis kommen öfter in der endjungsteinzeitlichen Glockenbecher-Kultur vor. Nach ihren glockenförmigen Bechern – ihren hauptsächlich Gefäßen – wird diese Kultur benannt.

Eine Perle aus braunem Stein mit einem Durchmesser von 8 mm ist auf der Düne zwischen dem Dowesee und der Schunter (Nebenfluß der Oker, entspringt im Elm) gefunden worden. Ob die Perle ins Neolithikum zu datieren ist, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Ebenso verhält es sich mit zwei steinernen Spinnwirteln (Oberflächenfunde). Einer davon ist breit und doppelkonisch. Der doppelkonische Wirtel ist mit Querrillen versehen und ist seiner Art nach scheinbar elbgermanisch beeinflusst. Das 4. Jahrhundert n. Chr. käme als Datierung daher eher in Betracht als das Neolithikum.

Steinerne Beilfragmente sind hingegen wieder eindeutig neolithisch. Ihr Fundgebiet liegt am Dowesee.

Bis auf einige dreieckige Pfeilspitzen, die auch zum Teil bronzezeitlich sein können, ist die Bronzezeit (1.800–800 v. Chr.) im vorliegenden Gebiet nicht nachweisbar.

Noch weniger läßt sich anhand von Funden der Zeitabschnitt ab der älteren vorrömischen Eisenzeit bis in die frühe römische Kaiserzeit (von 800 v.Chr. bis 2.Jahrhundert n.Chr.) belegen. Dafür sind die Funde des 3. und im besonderen des 4. nachchristlichen Jahrhunderts überaus reichlich und in ihrer Art herausragend. Der vorgenannte Zeitabschnitt, der als spätrömische Kaiserzeit (3.–5. Jahrhundert n.Chr.) umrissen wird, stand kulturell stark unter elbgermanischem Einfluß, wogegen die frühe römische Kaiserzeit von der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts an und im 2. Jahrhundert rhein-wesergermanisch geprägt war.

Insgesamt beläuft sich das Fundgut auf 41 Exponate. Die schönsten davon werden voraussichtlich spätestens Mitte 1983 im Landesmuseum in Wolfenbüttel, Kanzleistraße, ausgestellt.

Das Fundgut stammt aus einer Erdbewegung am Ostufer des Bullenteiches, die in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts stattfand. Ob ein Gräberfeld angeschnitten wurde, ist damals leider nicht geklärt worden.

Bevor ich auf die wichtigsten Stücke des Fundkomplexes näher eingehe, möchte ich die Fundaufzählung aus der Ortsakte des Braunschweigischen Landesmuseums nachstehend wiedergeben:

Fibeln mit umgeschlagenem Fuß, Ohrlöffel, Pinzette, Riemenzunge, Bronzeringe, Bernstein- und Glaswaren, Knochenpfriemen, Spinnwirtel, Urnenharz, 4 römische Münzen.

Die Fibeln (Gewandspangen) sind ausnahmslos aus Bronze gefertigt und sind provinzialrömischer Herkunft. Mit den beschädigten Fibeln liegen insgesamt 5 Stück vor. Sie werden ihrer Form nach als Armbrustfibeln typologisiert. Die Armbrustfibeln bestehen aus einem Bügel mit Nadelhalter, der in den umgeschlagenen Fibelfuß übergeht und dem quer angebrachten Rollenstück mit Feder und Nadel. Eine Armbrustfibel mit knieförmig gebogenem Bügel und einer kleinen Scheibe am Fußende ist besonders ansprechend. Sie wird in das frühe 3. Jahrhundert datiert.

Ein weiterer besonderer Fund ist eine bronzene, feuervergoldete Riemenzunge. Sie repräsentiert eine Form, die im Oder-Weichsel-Raum beheimatet ist. Dieses kann auf Verbindungen des Braunschweiger Raumes mit dem Osten hinweisen. Als weiterer Beleg kultureller oder wirtschaftlicher Beziehungen zum Weichsel-Raum können vielleicht auch die Armbrustfibeln gelten, denn sie kommen in vergleichbarer Form auch dort vor. Die Bernstein-scheibe (Wirtel ?) und die gedrehten Bernsteinperlen könnten ein weiterer Hinweis auf Handelsbeziehungen zum Ostsee-Raum sein.

Daß für die germanischen Siedler am Dowesee Körperpflege wichtig war, zeigen der Ohrlöffel und die Pinzette. Schmuckfreude wird den gleichen Rang eingenommen haben wie Hygiene. Ein massiver Bronzering und ein in der Mitte zu einer Spirale gedrehter Ring lassen das erkennen.

Der Ohrlöffel und die Glasperlen sind provinzialrömischen Ursprungs. Eine große Glasperle ist mit wellenförmigem Glasfluß verziert. Die Beziehungen zum römisch besetzten Teil Germaniens werden des weiteren durch folgende Münzfunde unterstrichen:

1 Münze des Trajan (98–117 n. Chr.)

1 Münze der Sabina (verstorben 138 n. Chr.)

1 Münze des Hadrian (117–138 n. Chr.)

1 Münze des Marc Aurel (161–180 n. Chr.)

Zwei kleine Bronzeblechkappen und eine Nadel (?) sind in ihren Funktionen nicht näher bestimmbar. Sie sollen hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden. Auch auf einige steinzeitliche Stichel und Klingenkratzer aus Feuerstein ist nicht eingegangen worden, da sie verschiedenen steinzeitlichen Zeitstellungen zugeordnet werden können.

Der Vollständigkeit halber möchte ich noch einige Glasperlen beschreiben, die ich in den letzten Jahren auf den Beeten auf der Ostseite des Doweesees auflas. Da ist zuerst eine abgeflacht-kugelförmige türkisfarbene mit 9 mm im Durchmesser, eine weiße mit kleiner Lochung (Durchmesser 8 mm, im Schnitt oval) und eine blaue zylindrische mit einem Durchmesser von ca. 5 mm und einer Höhe von 2 mm. Datiert werden können die Glasperlen etwa in das 7. bis 9. Jahrhundert, also merowinger- und karolingerzeitlich. Verarbeitet wurden die Glasperlen in heidnisch-sächsischer Zeit zu Halsketten. Die schlichten Glasperlen wurden oft mit Millefioriglas-Perlen und Bernsteinperlen bunt kombiniert. Man nähte sie aber auch auf die Kleidung auf.

Mit den frühmittelalterlichen Glasperlen will ich die Betrachtung der frühen Besiedlung des Braunschweiger Hauptschulgarten-Gebietes beenden, da ich die Funde aus dem Hoch- und Spätmittelalter bereits vorweggenommen habe.

## *Die Ahorn- und Ulmenarten in der Volkssprache und in den Orts- und Flurnamen Ostfalens.*

*Ein wortgeographischer Beitrag zur heimischen Pflanzengeographie (I)*

Von Werner Flechsig

In dem Aufsatz über „Namen und Verbreitung der Dohle und Elster in Ostfalen“, der 1981 in unserer Zeitschrift veröffentlicht wurde, habe ich schon einmal die Meinung geäußert, daß wildlebende Tier- und Pflanzenarten in solchen Orten, wo es dafür keine echten mundartlichen Namen gibt, entweder aus deren Umgebung in neuerer Zeit verschwunden oder vielleicht dort auch früher nicht heimisch waren<sup>1)</sup>. Wie ich das damals am Beispiel der Dohle und der Elster aufgezeigt habe, will ich es jetzt am Beispiel des Bergahorns, des Feldahorns, des Spitzahorns und der Ulme nachzuweisen versuchen, und hoffe, damit auch den Botanikern und Forstleuten unter unseren Lesern einige Anregungen für ihre Kartierungen geben zu können.

Über die Namen der Ahornarten im gesamten deutschen Sprachgebiet hat Walther Mitzka 1950 eine ausführliche Untersuchung veröffentlicht, die sich auf Marburger Erhebungen für den Deutschen Wortatlas stützte<sup>2)</sup>. Da jene Erhebungen aber dem Namen des Ahorns schlechthin ohne Unterscheidung der Arten galten und dabei ein allzu weitmaschiges Ortsnetz für die Befragung gewählt wurde, war die Ausbeute aus den einzelnen Mundartlandschaften wie z.B. aus Ostfalen wenig hilfreich zur Klärung pflanzengeographischer

Fragen. Iris Nordstrandh, die auf Grund derselben Unterlagen aus dem Archiv des Deutschen Wortatlas schon 1949 vorweg einen ersten Überblick über die Ahornnamen in Nord-europa gegeben hatte, konnte nur ein sehr lückenhaftes Bild von der Verbreitung dieser Namen in Ostfalen geben<sup>3)</sup>. Deshalb entschloß ich mich, in den vom Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum 1951 und 1953 in Ostfalen versandten 2. und 4. Mundartfragebogen noch einmal, aber jetzt getrennt nach den 3 heimischen Ahornarten, in möglichst vielen ostfälischen Orten nach den mundartlichen Bezeichnungen für Berg-, Feld- und Spitzahorn zu fragen. Einschließlich einer Nachlese vom Jahre 1964 antworteten fast 800 Gewährsleute im Raume zwischen der Magdeburger Börde und dem Magdeburgischen Holzlande im Osten, den Kreisen Grafschaft Schaumburg, Hameln, Holzminden und Einbeck im Westen, den Kreisen Gifhorn, Celle, Burgdorf, Neustadt a. Rbg. und Schaumburg-Lippe im Norden und den Kreisen Blankenburg-West, Zellerfeld, Osterode, Northeim und Einbeck im Süden, so daß ein ausreichend dichtmaschiges Netz von Auskünften ausgewertet werden konnte mit Ausnahme des Bezirks Magdeburg und des Kreises Northeim, wo nur wenige Orte zu Stichproben hatten herangezogen werden können, sowie der Kreise Münden, Göttingen und Duderstadt, die überhaupt nicht in die Umfrage einbezogen waren. Hier bringe ich nun die Ergebnisse aus meinen Fragebogen.

### 1. Bergahorn (*Acer Pseudoplatanus*)

Der in Ostfalen vorherrschende mundartliche Name des Bergahorns ist *Öre* mit den Lautvarianten *Üre*, *Äre* und *Ere*. Die Form *Öre* (selten *Üre*) ist in 105 Orten bezeugt, verteilt auf die Kreise Helmstedt (5), Halberstadt (1), Wolfenbüttel (13), Braunschweig (9), Stadt Salzgitter (7), Goslar (13), Peine (5), Hildesheim-Marienburg (8), Gandersheim (17), Zellerfeld + Restkreis Blankenburg-West (3), Osterode (3), Northeim (2), Holzminden (5), Alfeld (4), Springe (2), Hameln (3), Hannover (4) und Schaumburg-Lippe (1). Keine Belege fanden sich in den Kreisen Gifhorn, Celle, Burgdorf, Neustadt, Grafschaft Schaumburg und Einbeck.

Die Form *Äre* bzw. *Ere* erschien in 75 Orten der Kreise Halberstadt (2), Wernigerode (1), Helmstedt (4), Gifhorn (3), Braunschweig (12), Wolfenbüttel (17), Goslar (7), Stadt Salzgitter (4), Peine (2), Hildesheim-M. (4), Gandersheim (4), Blankenburg-West (2), Osterode (2), Einbeck (3), Holzminden (1), Hameln (2), Alfeld (5), Springe (2), Hannover (1), Neustadt a. Rbg. (2) und Celle (1).

Dazu kommen noch dank der Umfrage für den Deutschen Wortatlas 2 weitere Belege für *Öre* aus den Kreisen Einbeck (1) und Göttingen (1), je einer für *Ere* aus dem Kr. Halberstadt und Blankenburg-Ost und einige für die von mir nicht festgestellte Form *Are* bzw. *Ore*, nämlich je einer aus den Kreisen Braunschweig (Rüningen), Wolfenbüttel (Salzdahlum), Stadt Salzgitter (Beinum), Peine (Lengede) und Osterode (Dorste mit *Uore*). Anzufügen sind schließlich die älteren Belege für *öäre* aus Göttingen-Grubenhagen in Schambachs Wörterbuch von 1858<sup>4)</sup> und für *ëre* aus der Blankenburger Gegend am Ostharz durch Dammköhlers Wörterbuch von 1927<sup>5)</sup>.

Rechnet man alle Belege für *Öre* und deren Lautvarianten zusammen, so ergeben sich deutlich Schwerpunkte ihrer Verbreitung in den Kreisen Braunschweig (22 von 48 befragten Orten), Wolfenbüttel (31 von 77), Salzgitter (12 von 21), Goslar (20 von 35), Gandersheim





Blattformen der einheimischen Ahorn-Arten:

A: Berg-Ahorn (*Acer pseudoplatanus* L.)

B: Feld-Ahorn (*Acer campestre* L.)

C: Spitz-Ahorn (*Acer platanoides* L.)

Zeichnung: Dr. Elisabeth Brandes

(21 von 55), Zellerfeld + Blankenburg-West (5 von 11) und Osterode (6 von 15). Auffällig ist demgegenüber die geringe Ausbeute am Westrande der ostfälischen Sprachlandschaft, wo unser Bergahornname nur in insgesamt 14 von 101 befragten Orten der Kreise Hameln, Holzminden und Einbeck nachgewiesen werden konnte, obwohl an der Oberweser noch längst nicht sein Verbreitungsgebiet endet. Es reicht vielmehr nach den Untersuchungen von Mitzka und Nordstrandh über die Weser weit nach Westen ins Westfälische hinein, wo Funde aus den Kreisen Höxter, Lippstadt, Brilon, Olpe und Eisenberg mitgeteilt wurden. Bevor ich der Frage nachgehe, warum wohl im westlichen wie auch im nördlichen Ostfalen unverhältnismäßig wenige Orte das Wort *Öre* u.ä. kannten, gebe ich zunächst noch einen Überblick über ostfälische Belege für diesen Namen aus früheren Jahrhunderten.

Im Jahre 1808 konnte man in einem Hause auf der Echternstraße in Braunschweig „*Linden- und Oehrenholz, zu Nutzholz zu gebrauchen*“ kaufen<sup>6)</sup>. Eine gedruckte landesfürstliche Verordnung über die Forstwrogen im braunschweigischen Weserdistrikt vom 11. November 1767 nennt unter anderen Holzarten auch „*Oehren*“, und die Waldordnung des Herzoges Heinrich Julius von Braunschweig aus dem Jahre 1590 erwähnt „*große Öhren-Bäume*“. Neben „*Oehren*“ stehen 1796 aber auch „*Ehren*“ und „*Ohrnbaum*“ als Namen des *Acer Pseu-*

doplatanus in dem Buch über die forstmäßige Erziehung der inländischen Holzarten von dem braunschweigischen Forstbeamten C.H. v. Sierstorff<sup>7)</sup>, während das 1798 in Braunschweig erschienene Buch „Anleitung zum Forstwesen“ von J.A. Cramer nur die Namensform „Ehre“ bietet<sup>8)</sup>. Fünf Jahre zuvor findet sich im 2. Band der Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg von J. Chr. Stübner „die Ehre, deren Holz sich dünn und glatt zu feinen Geräthen, auch musikalischen Instrumenten bearbeiten läßt“<sup>9)</sup>. Selbst das 1784 in Dessau erschienene „Verzeichnis der um Helmstedt wildwachsenen Pflanzen“ von J.Fr. Cappel nennt „Ehrn“ neben „Weiße Masern“ und „Milchbaum“<sup>10)</sup>, und genauso ist in einem handschriftlichen „Dictionarium forestale“ des Blankenburger Oberförsters L. Schomburg von 1705 die Rede vom „Ehren Baum“ als dem einzigen, von ihm gebrauchten Namen des Bergahorns<sup>11)</sup>. Der älteste Beleg für diese Namensform, der mir bisher ist Ostfalen bekannt wurde, stammt aus einer Akte der Komturei Lucklum des Deutschritterordens über die Gemeinheitsrechte am Evesser Landholz im West-Elm, wo neben anderen Holzarten auch „eren“ genannt werden<sup>12)</sup>. Die Form *Ere* ist also in älterer Zeit etwas häufiger und früher bezeugt als die jetzt vorherrschende Form *Öre*, und das dürfte auch der lautgeschichtlichen Entwicklung des Bergahornnamens entsprechen. Die Form *Ere* kann nämlich nicht durch jüngere Entrundung des anlautenden Vokals aus *Öre* entstanden sein, weil *Ere* auch dort vorkommt, wo in den Ortsmundarten sonst keine Neigung zur Umwandlung des alten *ö* und *ü* in *e* und *i* zu bemerken ist, z.B. in der Helmstedter Gegend, am Elm, im Salzgittergebiet, im Ambergau oder im Amt Greene. Es handelt sich vielmehr umgekehrt bei der Form *Öre* um die jüngere Rundung eines alten *e* zu *ö*, die in vielen ostfälischen Orten bei Mundartwörtern wirksam wurde und zu Formen wie *öre* statt *ere* für ‚ihre‘, *Slöne* statt *Slēne* für ‚Schlehe‘, *frömme* statt *fremme* für ‚fremd‘ und *wöltern* statt *weltern* für ‚wälzen‘ führte. Ist also *Ere* älter als *Öre*, so ist jene Form doch auch nicht die ursprüngliche, sondern *Are*, hervorgegangen aus der germanischen Grundform *ahira* für den Ahorn. Aus dieser älteren mittelalterlichen Form *Are* hat sich dann erst auf dem Umwege über das unter Umlautwirkung gebildete zugehörige Eigenschaftswort *eren* ‚aus Ahornholz bestehend‘ das jüngere Hauptwort *Ere* herausgebildet. Es war derselbe Vorgang wie bei der Entstehung der jüngeren ostfälischen Baumnamen *Boike* aus der älteren Form *Böke* bzw. *Bauke* über *boiken* ‚aus Buchenholz bestehend‘, *Esche* aus *Asche* über *eschen* ‚aus Eschenholz bestehend‘ und *Espe* aus *Aspe* über *espen* ‚aus Espenholz bestehend‘. Merkwürdigerweise haben alle 3 Entwicklungsstufen des Lautwandels von *Are* über *Ere* zu *Öre* nacheinander ihren Niederschlag in ostfälischen Orts- und Flurnamen gefunden und sind in ihnen nebeneinander erhalten geblieben, ohne daß regelmäßig die jeweils ältere Lautform zugunsten der nächstjüngeren verdrängt worden wäre, ein eindrucksvolles Zeichen für die Dauerhaftigkeit einmal geprägter Geländebezeichnungen. Das sollen die folgenden Beispiele deutlich machen.

Der Ortsname *Arpke* im Kr. Burgdorf geht zurück auf die im 13. und 14. Jh. (Jahrhundert) bezeugte Form *Arbeke*, die erkennen läßt, daß die Siedlung nach ihrer Lage an einem Ahornbach benannt worden war. Ein anderer gleichnamiger Bach bei Salzgitter-Gebhards-hagen, der erst 1548 in dem FLN „*boven dem arbeke*“ erscheint und 1938 mda. (mundartlich) *Ärbek* ausgesprochen wurde, ist meines Erachtens entgegen der abweichenden Meinung von M. Wiswe<sup>13)</sup> ebenfalls unter die Ahornbäche einzureihen. Auf einen dritten Ahornbach deutet der FLN „*Ahrbecks-Anger*“ von 1866 bei Warberg im Kr. Helmstedt hin. Ferner gab es im 19. Jh. einen *Ahrbeek* bei Adlum und Machtsum im Kr. Hildesheim, der 1934 mda.

„in'n Ahrbiäk“ lautete, einen *Ahrbeck* 1777 bei Marwede und Weyhausen im Kr. Celle und einen im 19. Jh. verhochdeutsch wiedergegebenen „*Ahornbach*“ bei Langelsheim im Kr. Gandersheim am Nordrande des Harzes. Außer mehreren Ahornbächen befinden sich auch mehrere Ahornberge unter unseren FLN. Am frühesten bezeugt ist derjenige, nach dem das Dorf *Ahrbergen*, im Kr. Hildesheim-M. benannt worden war, und zwar 1147 als *Arebergen*, dann im 12. und 13. Jh. wechselnd als *Arberg*, *Aerberghe*, *Areberge* und *Aerberghen*. Ein anderer *Ahrberg*, so 1666 schriftlich und als *Årbarch* 1944 mda. überliefert, fand sich bei Wardböhmen im Kr. Celle. Vielleicht gehört hierzu auch der *Ohrberg*, 1927 mda. *Orbarch* gesprochen, bei Sattenhausen im Kr. Göttingen, falls der Name nicht aus *O(h)rtberg* verstümmelt sein sollte. Einen Forstort *Arbusch* gab es im 19. Jh. bei Grafelde im Kr. Alfeld, ein ausge dehntes Waldgebiet *Arloh* nördlich von Celle zwischen Scheuren und Garßen sowie weitere Forstorte des gleichen Namens bei Kl. Hehlen, bei Lachtehausen und bei Hustedt, alle im Kr. Celle, und schließlich je eine *Ahrwiese* bei Höfer und bei Hohnhorst im gleichen Kreise. Da als BW (Bestimmungswort) neben der unflektierten Form eines Wortstammes auch dessen flektierte Form Verwendung finden konnte, wie z.B. *Aikenbarch* neben *Aikbarch*, *Berkenfeld* neben *Berkfeld*, *Linnendål* neben *Linddål* usw.<sup>14)</sup>, überrascht es uns nicht, wenn wir auch FLN mit *A(h)ren*- als BW antreffen, so im Kr. Celle eine *Arenheide* bei Endeholz, ein *Ahrenholz* bei Burg und *Aren-Camp* bei Wietze, sowie im Kr. Braunschweig 1825 einen Forstort *Ahrenriede* bei Hondelage.

Sollte es noch einen Zweifel wegen der Deutung des BW.s aller dieser Namen gegeben haben, so wird er ausgeräumt durch ein *Ahrensiek* bei Niederscheden im Kr. Münden, das auch als *Ahornsiek* überliefert ist. Zu allem Überfluß gibt es unser BW auch als Simplex ohne Verbindung mit einem Grundwort in dem FLN „*Bei den Ahren*“ für einen Acker bei Becklingen und Wardböhmen im Kr. Celle. Vielleicht gehören zu den mit *Ar(en)*- als BW gebildeten FLN sogar einige mit *Mar(en)* als BW, falls das anlautende M- ursprünglich nicht zum Wortstamm gehörte und an diesen erst nachträglich als sogenannter Sandhi-Anlaut von der Dativform des vorangehenden Artikels (in dem bzw. auf dem) herangezogen sein sollte<sup>15)</sup>. Das läßt sich aber für das *Marbruch* bei Hattorf, den *Marbruchskamp* bei Mörse und das *Marthal* bei Ehmen, alle 3 bei Fallersleben im Kr. Gifhorn, für die *Marbeeke* bei Söllingen im Kr. Helmstedt und für den *Mardiek* bei Stadtoldendorf im Kr. Holzminden nicht beweisen, da keine über das 18. Jahrhundert zurückreichenden Namensbelege ohne anlautendes M- bisher gefunden werden konnten.

Nachdem sich gegen Ende des Mittelalters als Name des Bergahorns in der Volkssprache die Umlautform *Ere* durchzusetzen begann, der die gerundete Form *Öre* sozusagen auf dem Fuße folgte, erscheinen unter den FLN, die auf unseren Baum hinweisen, auch solche mit *Er(en)*-, *Är(en)*- und *Ör(en)* als BW. Zu dem schon erwähnten Simplex „*Bei den Ahren*“ gesellen sich nun der Forstortsname „*Hohen Ehren*“ bei Jühnde im Kr. Münden und „*in den Öhren*“ 1777 bei Daspe im Kr. Holzminden. Den Übergang von *Ar*- zu *Er*- veranschaulicht am deutlichsten der *Erbach* bei Weende im Kr. Göttingen. Von ihm heißt es schon 1427 „*in deme erbeke*“, aber noch 1499 „*by deme arbeke wege*“, dann 1571 „*im Erbeeke*“ und „*uf dem Arbeckisch graben*“, und auch noch später schwankt die Überlieferung zwischen anlautendem *e* und *a*, das aber lang gesprochen wurde, wie der Beleg „*die sogenannte Ahrbeeke*“ von 1797 erkennen läßt. Es handelt sich hier also nicht etwa um den lautgesetzlichen Wandel eines ursprünglich kurzen *e* vor r-Konsonant zum kurzen *a*, sondern um den Übergang vom

alten langen *a* zu seinem Umlaut, dem langen *e*. Ein zweiter *Erbach* bei Reyershausen im Kr. Göttingen wurde 1680 ebenfalls mit anlautendem *a* geschrieben in der Wendung „*ufm Arbiche*“, bevor sich die Umlautform durchsetzte. Ein dritter *Erbach* bei Obernfeld im Kr. Münden wurde seit 1588 dagegen immer nur mit anlautendem *e* geschrieben, ein vierter bei Landolfshausen im Kr. Göttingen seit 1770 ebenfalls. B.-U. Kettners Deutungsversuch für das BW dieser 4 Bachnamen dürfte verfehlt sein<sup>16)</sup>. An die Ahornbäche schließe ich mehrere mit flektiertem BW gebildete Ahornquellen an. Da gibt es zunächst den im 16. Jh. bezeugten älteren Namen „*Ehrenborn*“ für die Innerstequelle beim heutigen „Entensumpf“ zwischen Clausthal und Buntenbock, ebenfalls im 16. Jh. einen umlautlosen *Ohrenbrunnen* mit *Ohrental* bei Wildemann im Oberharz, einen „Ahornborn“ im 19. Jh. am Lindtalskopf bei Lautenthal und einen *Örenborn* 1680 am Großen Trogtal in der Langelsheimer Forst, alle 4 zum Flußgebiet der Innerste im Oberharz gehörend<sup>17)</sup>. An Zusammensetzungen des flektierten BW.s mit dem Grundwort -feld finden sich je ein *Ährenfeld* 1758 bei Jerze und bei Bornum im Kr. Gandersheim, 1765 bei Kissenbrück und 1762 bei Börßum im Kr. Wolfenbüttel sowie 1765 bei Bessingen im Kr. Holzminden, ferner je ein *Ehrenfeld* im 19. Jh. bei Hackenstedt im Kr. Hildesheim-M. und bei Wöllersheim im Kr. Alfeld.

Daß es sich beim BW aller dieser Felder um den Bergahorn und nicht etwa um Kornähren oder gar um etwas Ehrenhaftes handelt, wird jedem Kenner der Bildungsweise unserer FLN einleuchten, denn es hieße, Eulen nach Athen tragen, wenn man einzelne Felder nach ihrem Ertrag an Kornähren benennen wollte, den man doch von jedem anderen Felde ebenso gut erwarten sollte, und die Ehre hatte wie alle abstrakten Begriffe vollends keinen Platz in der Gedankenwelt, aus der unsere FLN gewählt wurden. Wer gleichwohl noch nicht völlig davon überzeugt sein sollte, daß diese *Ähren-* und *Ehrenfelder* von einem als Wahrzeichen besonders auffälligen Bergahorn oder einer Gruppe solcher Bäume an ihrem Rande erhalten haben werden, der sei verwiesen auf diejenigen Felder, bei denen die gerundete Lautform unseres Ahornnamens anstelle von *Ähren-* oder *Ehren-* erscheint, nämlich ein *Öhrenfeld* bei Salzgitter-Lobmachtersen, das 1643 und 1686 noch ohne Umlautbezeichnung als *Ohrenfeld*, 1744 aber mit Umlaut geschrieben und so auch 1939 mda. gesprochen wurde<sup>18)</sup>, das früher als Wald ausgewiesene *Öhrenfeld* bei Salzgitter-Barum, das 1775 ohne Umlaut geschriebene *Ohrenfeld* bei Lelm im Kr. Helmstedt und das 1736 neu erbaute herrschaftliche Forsthaus *Öhrenfeld* bei Darlingerode im Kr. Wernigerode, das im 19. Jh. auch *Ehrenfeld* hieß. Weitere Zusammensetzungen mit *Ehren-* bzw. *Ohren-* als BW sind ein vielleicht verschriebener *Oehrberg* 1695 am Bielstein bei Wernigerode, je ein ohne Umlaut geschriebener *Orenberg* 1752 bei Seinstedt im Kr. Wolfenbüttel, im Solling bei Lauenberg, Kr. Einbeck, und am Deister bei Bad Münder, Kr. Springe, ferner ein *Ehrenkamp* 1762 zwischen Börßum und Kalme im Kr. Wolfenbüttel, eine *Oehrenklippe* am Rennekenberge bei Wernigerode, wo noch im frühen 20. Jh. Ahornbäume wuchsen, ein *Öhrenplatz* 1730 bei Zorge im Südharz, der Forstort *Oehrenplatz* 1847 im Schmucksbruch bei Wernigerode, der Forstort *Oehrenstelle* 1847 zwischen Eckertal und Brocken im Hochharz, der *Orinstieg* (?) in der 1. Hälfte des 16. Jhs. bei Elbingerode im Ostharz und je ein *Öhrental* bei Oker, das 1680 *Ehrental* geschrieben worden war, bei Wieda im Südharz und im ostharzischen Forstamtsbezirk Hasselfelde I, das 1767 auch einmal als *Möhrental* bezeichnet wurde.

Von den Orten, bei denen Flur- oder Forstteile nach Bergahornen benannt worden waren, wurden 28 in den Jahren 1951 bzw. 1964 nach der mundartlichen Bezeichnung dieses

Baumes gefragt, aber nur 7 kannten noch *Äre*, *Ere* oder *Öre*, nämlich Elbingerode, Wieda und Zorge im Harz, Seinstedt im Kr. Wolfenbüttel, Salzgitter-Lobmachersen, Bornum im Kr. Gandersheim und Lachtehausen im Kr. Celle. Kissenbrück und Oker im Kr. Wolfenbüttel sowie Garßen und Wietze im Kr. Celle wußten nur den hochdeutsch-schriftsprachlichen Namen anzugeben, und die übrigen 17 überhaupt keinen, woraus hervorzugehen scheint, daß ihnen der Baum überhaupt unbekannt war, weil er in ihrer Umgebung nicht mehr anzutreffen ist. Das ist der Fall bei Söllingen und Warberg im Kr. Helmstedt, Ehmen im Kr. Gifhorn, Börßum und Oker im Kr. Wolfenbüttel, Barum und Gebhardshagen im Stadtkreis Salzgitter, Adlum, Hackenstedt und Machtsum im Kr. Hildesheim, Jerze und Langelsheim im Kr. Gandersheim, Lauenberg im Kr. Einbeck, Stadtoldendorf im Kr. Holzminden, Grafelde und Wöllersheim im Kr. Alfeld und Arpke im Kr. Burgdorf. Auch sonst haben unter den rund 600 befragten ostfälischen Orten, die um die Mitte des 20. Jh.s weder *Ere* noch *Äre* noch *Öre* bzw. *Üre* als die mundartliche Bezeichnung des Bergahorns angaben, die meisten keinen anderen Namen genannt. Das läßt darauf schließen, daß die Baumart dort fehlte, sei es, weil sie in der Neuzeit durch forstliche Maßnahmen verdrängt wurde, sei es, daß sie auch früher in der Umgebung der betreffenden Orte nicht heimisch war. Ausdrücklich vermerkt wurde in den Fragebogen das Fehlen des *Acer Pseudoplatanus* durch Angaben wie „kommt hier nicht vor“, „wächst hier nicht“ oder ähnlich nur in verhältnismäßig wenigen Orten, nämlich Alversdorf im Kr. Helmstedt, Dalldorf im Kr. Gifhorn, Wipshausen im Kr. Peine, Osterwald u.B. im Kr. Neustadt. Wülferode im Kr. Hannover, Rünigen im Kr. Braunschweig, Kl. Denkte und Hedeper im Kr. Wolfenbüttel, Hüddeßum im Kr. Hildesheim, Garlebsen und Langelsheim im Kr. Gandersheim. Der Bergahorn fehlt wohl auch in einigen Orten, wo auf die Frage nach ihm mit dem Namen *Alhörn* bzw. *Alhörn* oder *Alhiern* geantwortet wurde, nämlich in Bortfeld, Kr. Braunschweig, Rhene, Kr. Wolfenbüttel, Vöhrum, Kr. Peine, Hohe, Holzen und Warbsen, Kr. Holzminden, Nordgoltern, Kr. Hannover, und Hagen, Kr. Neustadt. Hierbei wie bei dem vermeintlichen Bergahornnamen *Allhöldern* in Gr. Döhren, Kr. Goslar, liegt zweifellos eine Verwechslung des schriftsprachlichen Namens „Ahorn“ mit dem älteren Namen des schwarzen Holunders (*Sambucus nigra*) vor, der vom späten Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert hierzulande als *Alhorn* bezeugt war und später durch den Namen seiner schwarzen Beeren, *Kaileken* (*Kälken*, *Kallken*), verdrängt wurde. Wie steht es aber mit den 78 ostfälischen Orten, in denen als Name des *Acer Pseudoplatanus* die hochdeutsch-schriftsprachliche Bezeichnung „Ahorn“ oder eine mundartlich gefärbte Lautvariante wie *Ahörn*, *Ahiern* oder *Ahörn* angegeben wurde? Sie finden sich verstreut in den Kreisen Helmstedt (7), Gifhorn (6), Braunschweig (3), Wolfenbüttel (15), Goslar (3), Stadt Salzgitter (3), Peine (4), Hildesheim-M. (8), Gandersheim (12), Zellerfeld (1), Einbeck (8), Holzminden (3), Springe (1), Hannover (1), Neustadt a.Rbg. (1) und Celle (2). Die weitere Streuung über fast das ganze Gebiet, in dem *Ere*, *Äre* oder *Öre* nachgewiesen werden konnte, schließt den Gedanken daran aus, daß es sich bei der Verbreitung des Namens „*Ahörn*“ u.ä. um einen wortgeographisch in sich geschlossenen Bereich handeln könnte, der von alters her gegen den *Ere*-/*Äre*-/*Öre*-Bereich abgesetzt gewesen wäre und auf besondere siedlungsgeschichtliche Verhältnisse schließen ließe. Vielmehr deutet die Streulage der Belege für „*Ahörn*“ u.ä. auf verhältnismäßig jungen Einfluß aus der Schriftsprache hin, der teils durch den naturkundlichen Unterricht in der Schule, teils wohl auch durch die Fachsprache der Forstleute, Holzhändler und Holzhandwerker vermit-

telt werden konnte. Ein solcher schriftsprachlicher Einfluß wird dort besonders deutlich, wo die Gewährsleute als Namen des *Acer Pseudoplatanus* „Bergahorn“ oder gar – künstlich der Mundart angepaßt – „Bargahorn“ angaben, so in Betzhorn, Kr. Gifhorn, Brackstedt, Kr. Helmstedt, Mönche-Vahlberg, Oker und Westerode, Kr. Wolfenbüttel, Schladen, Kr. Goslar, Avendshausen und Hilwartshausen, Kr. Einbeck, Boffzen und Heinade, Kr. Holzminden. Solch ein Name wie „Bergahorn“ verrät allzu unverhüllt seine Herkunft aus dem systematischen Ordnungsdenken der botanischen Wissenschaft, als daß man ihn für eine gewachsene Schöpfung der Volkssprache halten könnte. Ebenso wenig dem Volksmunde gemäß wie die gewissermaßen akademische Bezeichnung „Berg- oder Bargahorn“ ist auch die unterschiedslose Verwendung des Sammelbegriffs „Ahorn“ sowohl für *Acer Pseudoplatanus* wie für *Acer campestre* oder gar auch für *Acer platanoides* in Jembke, Kr. Gifhorn, Tiddische, Kr. Helmstedt, Bündheim, Kr. Wolfenbüttel, Itzum, Kr. Hildesheim, Edemissen und Hullersen, Kr. Einbeck, Hamelspringe, Kr. Springe, Ahsbeck und Garßen, Kr. Celle. Hätte man in diesen Orten die 3 Ahornarten nach ihrem Aussehen und ihren Eigenschaften wirklich gekannt und zu unterscheiden gewußt, so hätte man sie zweifellos auch mit den unterschiedlichen Namen bezeichnet, die durch die Volkssprache überliefert waren. Es ist daher anzunehmen, daß bei den betreffenden Orten keine der Ahornarten zur Zeit der Befragung und wohl auch schon früher, soweit die Gewährsleute zurückdenken konnten, heimisch war. Inwieweit auch in anderen Orten, wo nur der *Acer Pseudoplatanus* als „Ahorn“ bezeichnet wurde, der Baum selbst fast oder ganz unbekannt war, läßt sich ohne gezielte Frage nach seinem Vorkommen leider nicht entscheiden. In einigen Fällen läßt sich aber wenigstens mittelbar aus der mundartlich gefärbten Lautform des schriftsprachlichen Namens Ahorn ein Rückschluß auf die Zeit ziehen, in der dieser Name gewissermaßen als Lehnwort eingebürgert wurde, nämlich da, wo wie in Adlum, Ahstedt, Dingelbe und Wöhle, Kr. Hildesheim-M., Herzog-Julius-Hütte und Kaierde, Kr. Gandersheim, *Ahörn* statt *Ahorn* gesagt wird. Es handelt sich um den im westlichen Ostfalen weitverbreiteten lautgesetzlichen Wandel des langen *o* zu langem *u*, die sogenannte Verengung, die sich in der 2. Hälfte des 19. Jhs. vollzog und damals außer echten niederdeutschen Mundartwörtern auch Lehnwörter erfaßte, während nach Abschluß dieser Lautentwicklung im frühen 20. Jh. neu eindringende Lehnwörter nicht mehr der einheimischen, nunmehr erstarrten Mundart angepaßt, sondern in ihrem unveränderten Lautstande übernommen wurden. Zum mindesten in den *Ahörn*-Orten war das Lehnwort Ahorn demnach schon im vorigen Jh. bekannt geworden. Alles in allem genommen kann also festgestellt werden, daß der Bergahorn längst nicht überall dort in Ostfalen heutzutage zu finden ist, wo er nach den Standortbedingungen und nach den klimatischen Verhältnissen erwartet werden könnte. Er war, soweit Flurnamen und andere schriftliche Quellen aus vergangenen Jahrhunderten über ihn Auskunft geben, offensichtlich hierzulande früher weiter verbreitet als in der Gegenwart.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> W. Flechsig, Namen und Verbreitung der Dohle und Elster in Ostfalen (in: Braunschweigische Heimat 67. Jahrg., 1981, S. 50 ff.). – <sup>2)</sup> Walther Mitzka, Der Ahorn. Untersuchungen zum Deutschen Wortatlas (Heft 91 der Gießener Beiträge zur deutschen Philologie), Gießen 1950. – <sup>3)</sup> Iris Nordstrandh, Der Ahorn in den Sprachen Nordeuropas (in: Niederdeutsche Mitteilungen, hrsg. v. d. Niederdeutschen Arbeitsgemeinschaft zu Lund, Jahrg. 5, 1949, S. 148 ff.). – <sup>4)</sup> Georg Schambach, Wörterbuch der nieder-

deutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; hier S.148. – <sup>5)</sup> Eduard Damköhler, Nordharzer Wörterbuch auf Grund der Cattenstedter Mundart (= Bd. IV der Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes), Wernigerode 1927; hier S. 51. – <sup>6)</sup> Braunschweigische Anzeigen Jahrg. 1808; hier Sp.104 – <sup>7)</sup> C.H. v. Sierstorff, Über die forstmäßige Erziehung der ...inländischen Holzarten. Hannover 1796; hier S. 23. – <sup>8)</sup> Johann Andreas Cramer, Anleitung zum Forst-Wesen. Neue Auflage, Braunschweig 1798; hier S.25. – <sup>9)</sup> Johann Christian Stübner, Denkwürdigkeiten des Harzes überhaupt und des Fürstenthums Blankenburg. Bd. II, Halberstadt 1793; hier S.49. – <sup>10)</sup> Johann Friedrich Ludwig Cappel, Verzeichnis der um Helmstedt wild wachsenden Pflanzen. Dessau 1784; hier S.171. – <sup>11)</sup> Leopold Schomburg, Dictionarium forestale. Blankenburg 1705 (Handschrift im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel, Sign. 3 Blg. 2329 = Nr. 945); hier S.84. – <sup>12)</sup> Handschrift im Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel, Sign. z.Zt. nicht feststellbar. – <sup>13)</sup> Mechthild Wiswe, Die Flurnamen des Salzgittergebietes (= Bd 17 der Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte). Braunschweig 1970; hier S. 44 f. – <sup>14)</sup> Werner Flechsig, Heimische Waldbäume und Sträucher in der Volkssprache und in den Flur-, Orts- und Personennamen (in: Braunschweigische Heimat 47. Jahrg., 1961, S. 43 ff.); hier S. 47 u. 74. – <sup>15)</sup> Werner Flechsig, Ostfälische Orts- und Flurnamen mit Sandhi-Anlaut (in: Braunschw. Heimat 39. Jahrg., 1953, S. 66 ff.). – <sup>16)</sup> Bernd-Ulrich Kettner, Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine (= Bd. 6 der Reihe ‚Name und Wort‘, Göttinger Arbeiten zur niederdeutschen Philologie). Rinteln 1972; hier S. 59. – <sup>17)</sup> H. Denker, Flurnamen des Oberharzes (in: Zeitschr. des Harzvereins f. Geschichte und Altertumskunde 64, 1931, S. 46 ff.); hier S. 60. – <sup>18)</sup> wie Anm. 13; hier S. 318. –

(Fortsetzung folgt)

## *Der Wendehals, ein seltener Brutvogel im Braunschweiger Raum*

Von Rolf Jürgens

Man sieht ihn selten, meist hört man seine auffallende Lautäußerung, den Balzruf. Dieser klingt wie ein nasales „wiewiewie“. Das ist der Wendehals, der dem Specht ähnelt. Aber er gehört nicht zur Familie der Spechte, da er weichere Schwanzfedern und einen kleineren Schnabel hat. Dieser kann nicht zum Behämmern des Holzes gebraucht werden. Auf den Zweigen sitzt der Wendehals quer und nicht in Längsrichtung wie die echten Spechte. Auch meißelt der Wendehals die Nisthöhle nicht selbst, sondern benutzt entweder verlassene Höhlen anderer Vögel oder natürliche Höhlen. Als Höhlenbrüter ist er an das Vorkommen natürlicher, z. B. Spechthöhlen oder aber künstlicher Nisthöhlen gebunden. Sein Lebensraum sind lichte Laub- und Mischwälder mit mäßigem Nadelholzanteil, wobei die Waldränder und die Nähe von Lichtungen bevorzugt werden. Der Wendehals brütet in parkähnlichem Gelände, Friedhöfen, Gärten, Kopfweidenreihen, Alleen und Feldgehölzen. Zur Zugzeit sieht man ihn auch in Gebüsch und Hecken. Der Wendehals ist ein Zugvogel, der erst Ende April – der 28. 4. ist Durchschnittstermin – aus seinem Überwinterungsgebiet ankommt. Der Durchzug kann sich bis weit in den Mai hinein erstrecken. Gewöhnlich ist aber der Zughöhepunkt in der ersten Maidekade. Der Rückzug beginnt bereits im August und setzt sich bis Ende September fort. Zwischen Mitte August und Mitte September ist die Hauptmenge abgezogen.

Der Wendehals ist der einzige Bewohner künstlicher Meisennisthöhlen, der kein Nest baut. Er legt seine weißen Eier einfach auf den Boden der Nisthöhle. Vielfach finden wir

Wendehals-Eier dennoch auf einer Unterlage von Halmen und Moos. Dieses Material stammt jedoch nicht von unserem Vogel selbst, sondern von Mäusen, die im Winter Laub oder Nistmaterial in die Höhle eingetragen haben.

Das Gelege des Wendehals' besteht meistens aus 7 bis 10 (manchmal auch mehr) reinweißen Eiern, die von beiden Partnern bebrütet werden, überwiegend jedoch vom Weibchen. Bei der Kontrolle zur Brutzeit erkennt man den Wendehals sofort, denn er bleibt meist auf den Eiern sitzen und rückt nur etwas nach hinten, so daß man neben dem brütenden Altvogel auch die reinweißen Eier sehen kann. Die Brutdauer beträgt 13–14 Tage. Die Jungen schlüpfen völlig nackt und liegen dann in der Mitte der Nisthöhle wie eine Pyramide beisammen, indem sie ihre langen Hälse übereinanderlegen. Die Jungen bleiben drei Wochen in der Höhle. Nach dem Ausfliegen werden sie noch etwa 10 Tage geführt. Meist brütet unser Vogel einmal im Jahr. Es sind aber auch Zweitbruten bekannt.

In seiner Verbreitung ist der Wendehals weiterhin an seine Hauptnahrung, die aus Ameisen besteht, gebunden. Es muß an den von ihm gewählten Plätzen die kleinen erdigen Ameisenhaufen geben, weil er auf deren Ameisenpuppen angewiesen ist, mit denen er seine Jungen vor allem füttert.

Der Wendehals paßt sich seiner Umgebung vollkommen an. Das Männchen und Weibchen zeigt sich mit seinem graubraunen Gefieder mit „Rindenzeichnung“ selten. Die Körperunterseite ist hell bräunlich mit dunkler Querbänderung. Das graue, mit brauner Zeichnung versehene Federkleid erinnert sehr an das einer Nachtschwalbe. Wenn der Vogel eng an einen Ast gepreßt sitzt, hält man ihn eher für ein Stück Baumrinde als für einen Vogel. Droht Gefahr, reckt er seinen langen Hals, wendet ihn nach allen Seiten und plustert seinen kurzen Schopf auf, wobei er mit Kopf und Hals regelrechte schlangenartige Bewegungen macht.

Meine Wendehalsbeobachtungen stammen aus dem Lappwald bei Helmstedt. Der Wendehals unterliegt in seiner Häufigkeit starken periodischen Schwankungen. Aus unserem Raum wurde lange ein stetiger Rückgang gemeldet. In den letzten Jahren jedoch scheint sich der Bestand leicht gehoben zu haben. Der Rückgang des Wendehalses in den letzten 10 bis 20 Jahren kann folgende Ursachen haben: Rückgang der Wiesen- und Rasenameise, Beseitigung alter Obstbäume und Unfallgefahr an Straßen. Ganz allgemein wirkt sich die Veränderung der Bewirtschaftung der Flächen in der Land- und Forstwirtschaft, aber auch der Parkanlagen und Straßenränder auf den Bestand des Wendehalses in vielen Fällen ungünstig aus.

Noch 1957 war der Wendehals im Landkreis Helmstedt stetig anzutreffen (Berndt 1957). Auch im Landkreis Braunschweig war er um 1965 ein weit verbreiteter Brutvogel in Wäldern und Ortschaften (Berndt 1965).

Im Lappwald brütete der Wendehals in künstlichen Nisthöhlen Anfang der siebziger Jahre. In den folgenden Jahren nahm der Brutbestand jedoch ständig ab. 1974 und 1975 konnte ein Brutpaar in künstlichen Nisthöhlen festgestellt werden. In den folgenden vier Jahren fiel die Bestandskurve des Wendehalses erstmals auf den Nullpunkt. Seitdem war die Art praktisch aus dem Untersuchungsgebiet als Brutvogel verschwunden.





Abb. 1 Junges des Wendehalses  
Foto: R. Jürgens

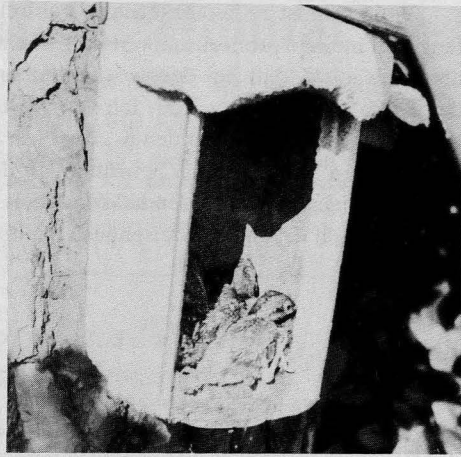


Abb. 2 Wendehals in der Nisthöhle  
Foto: R. Jürgens

Es ergibt sich aus der Zusammenstellung von Berndt und Winkel für Untersuchungsgebiete im Zentrum des mitteleuropäischen Raumes, daß der Wendehals in den erfaßten Perioden (1929 bis 1940 und 1954 bis 1978) einen kontinuierlichen Bestandsschwund erlitt. Als mögliche Ursachen für den Bestandsrückgang beim Wendehals stellte Shavrock (1976) neben Pestiziden, Habitatzerstörung, Nisthöhlen-Rivalität, Nahrungsverknappung und Verlusten während des Zuges und im Überwinterungsgebiet sowie durch Räuber vor allem klimatische Veränderungen zur Diskussion. Aus den Mittelmeerländern, die der Wendehals während des Herbst- und Frühjahrszuges passiert, ist schon seit langem ein übermäßig betriebener Vogelfang bekannt. Daher halten es Berndt und Winkel (1979) für möglich, daß hierdurch der Bestand des Wendehalses dezimiert wird.

Nun, als Mitarbeiter im „Höhlenbrüterprogramm“ der Vogelwarte Helgoland, Außenstation Braunschweig, für Populationsökologie war ich erfreut darüber, daß der Wendehals im Jahre 1980 mit zwei Brutpaaren und im Jahre 1981 sowie auch im Jahre 1982 mit einem Brutpaar in unserem Raum gebrütet hat. Am 29. Mai 1982 fand ich in einer Höhle im Untersuchungsgebiet Lappwald (Höhle 17 Abteilung 46) auf dem nackten Höhlenboden fünf reinweiße Eier vor. Eine Woche später beobachtete ich den brütenden Altvogel auf dem Gelege. Am 13. Juni schlüpften die elf Jungen, die ich nach etwa 8 Tagen beringte. Zwei Junge, die etwa drei Tage alt waren, fand ich tot auf dem Höhlenboden liegend vor. Sie waren verhungert; denn zu dieser Zeit herrschte über eine Woche kaltes regnerisches Wetter, so daß die Altvögel ihre Not hatten, Nahrung für die Jungvögel heranzuschaffen. Deshalb war ich bei den Kontrollen erstaunt über die recht zahlreich zwischen den Jungvögeln verstreut liegenden Schneckenhäuser. Mit Sicherheit ist damit anzunehmen, daß die Altvögel ihre Jungen mit Hainschnirkelschnecken fütterten. Eine solche Beobachtung habe ich erstmals gemacht.

Weiterhin ist zu bemerken, daß zahlreiche Nisthöhlen ausgeraubt waren. Als ich Anfang Mai meine Aufmerksamkeit den Nisthöhlen im Lappwald zuzuwenden begann, wunderte ich mich, daß bei den wöchentlichen Nisthöhlenkontrollen Meisennester mitsamt den Eiern ausgeräumt waren. Ich vermutete zunächst, daß hier Nesträuber am Werk waren. Nein, es war der Wendehals, der Nest und Gelege entfernte und nun sein Gelege auf dem nackten Höhlenboden bebrütete. In der Literatur findet man Berichte, daß der sich auf Wohnungssuche befindende Wendehals aus Nisthöhlen etwa vorhandenes Nistmaterial – sogar frisch erbeutete Meisennester mitsamt den Eiern – hinauswirft.

#### Schrifttum:

Wolfgang Altenkirch und Wolfgang Winkel: Über die Bestandsentwicklung des Wendehalses von 1970 bis 1979 in einem niedersächsischen Aufforstungsgebiet mit Japanischer Lärche. Vogelkundliche Berichte aus Niedersachsen 1/81. – Rudolf Berndt: Tierwelt. In: Der Landkreis Braunschweig, 1965. – Rudolf Berndt: Tierwelt – In: Der Landkreis Helmstedt, 1957.

## NEUES HEIMATLICHES SCHRIFTTUM

Reinmar Fürst und Wolfgang Kelsch: *Wolfenbüttel. Bürger einer fürstlichen Residenz*. 50 biographische Porträts. Wolfenbüttel: Grenzland-Verlag Rock und Co. 1982. 112 S. m. zahlreichen Abb. 4° – Brosch.

In einer lockeren Folge von Zeitungsartikeln haben die Autoren je 25 Persönlichkeiten vorgestellt, die zwischen Renaissance und Gegenwart auf den verschiedensten Gebieten kürzer oder länger in oder für Wolfenbüttel gewirkt haben. Dankenswerterweise liegen diese Kurzbiographien jetzt in einer selbstständigen Publikation vor. Vor dem Hintergrund der großen Geschichte entstehen die mit knappen Strichen gezeichneten Lebensbilder, für die insbesondere die biographischen Standardwerke beigezogen sind, wie die *Allgemeine* und die *Neue Deutsche Biographie* und das *Künstler-Lexikon* von Thieme-Bekker. Erwünscht gewesen wäre in den Literaturangaben zu den Einzelbiographien die Nennung

des Verfassers des jeweiligen Lexikonartikels. Während R. Fürst stark mit dem Zitat aus den älteren Veröffentlichungen arbeitet, verleiht W. Kelsch seinen Beiträgen, die vor allem Charakterbilder darstellen, durch eigene Diktion ein besonderes Kolorit. So passieren Baumeister, Künstler, Dichter und Schriftsteller, Gelehrte, Pädagogen und Theologen, Hofbeamte und Soldaten und – freilich in nur geringer Zahl – Kaufleute und Unternehmer Revue. Im großen und ganzen erscheint die Auswahl durchaus zutreffend. Freilich muß man einzelne Persönlichkeiten vermissen, so etwa den bedeutenden Hofkapellmeister Thomas Mancinus oder einen der weit über unseren engeren Raum hinaus wirkenden Musikverleger. Abgesehen von den reproduzierten Porträts beleben Fotos noch immer in Wolfenbüttel sichtbarer Zeugnisse der gewürdigten Persönlichkeiten, die überwiegend Ilse Kelsch, Christine Treptow und Wolfgang Lange zu verdanken sind, die Texte. Leider fehlt in einigen Fällen der Bildquellennachweis. MWi.

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig,  
Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 – Druck: Waisenhaus-  
Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

69. Jahrgang

Dezember 1983

Heft 3/4

## *Neujahrsglückwunsch auf das Jahr 1905 der Bäckerlehrlinge in Königslutter*

*Aus der Sammlung von Otto Schütte*

### Zum neuen Jahre!

Jetzt komm' ich geschritten,  
Und hätt' ich ein Pferd,  
So käm ich geritten,  
Und hätt' ich 'n Wagen,  
So käm ich gefahren.  
Ich gratuliere zum neuen Jahr,  
Daß ich 'n Bäckerjunge bin, ist wahr.  
Ick kann sichten un seeben  
Un Blasholt klöben  
Un alle jungen Mäkens  
Ut'n Bedde ruter stöben.  
Dat Jahr is lang,  
Dat Brot is blank.  
Ick 'und mien Mester  
Un de Obenwisch,  
Wi' drei sind alle Morgen  
Like frisch.  
Det Morgens, wenn noch tau  
Sind alle Döhren,  
Mott ick de Minschen  
All' in'n Slape stören.  
Was Sie mir heute schenken,  
Nehm ich mit vielem Dank,  
Ich will dafür Ihnen wünschen:  
Daß nie Sie werden krank,  
Und von mir nehmen immer  
Die schönste Bäckerwar',  
Das wünscht zum neuen Jahr'

Der Bäckerjunge.

In Heft 3/4 von 1975 unserer Zeitschrift haben wir einen plattdeutschen Neujahrsglückwunsch der Bäckerlehrlinge in der Stadt Braunschweig veröffentlicht und erläutert. Dieser wurde mündlich vorgetragen und ist nachträglich aufgezeichnet worden. Ergänzend dazu wird hier ein ähnlicher, gedruckter Glückwunsch wiedergegeben, der zum Jahreswechsel 1904/1905 in Königslutter von den Bäckerjungen, wie man damals die Lehrlinge nannte, an die Kundschaft verteilt worden ist.

Es fällt auf, daß dieses Gedicht überwiegend in hochdeutscher Sprache gehalten ist, während die plattdeutschen Teile hochdeutsche Elemente aufweisen. Das ist Ausdruck des Bemühens um gehobene Sprachformen; denn Umgangssprache war zu der Zeit im Handwerk gemeinhin noch das Plattdeutsche. Vermutlich ist der jetzt vorgelegte Text des offensichtlich verbreiteten Neujahrsgedichtes vollständiger als der früher veröffentlichte.

Verfasser und Drucker des in einem dekorativen Schmuckfries stehenden Textes (Blattformat 21,8 × 10,8 cm) sind unbekannt. Das bisher einzige nachgewiesene Exemplar befindet sich im Braunschweigischen Landesmuseum.

Mechthild Wiswe

## *Luther und die Stadt Braunschweig 1517–1546*

Von Wolfgang A. Jünke

Das Lutherjahr 1983 gibt Veranlassung, die Beziehungen des Reformators zu unserer Stadt zu untersuchen<sup>1)</sup>. Dabei wird von indirekten Einflüssen und von direkten Eingriffen Luthers die Rede sein müssen.

Da sich die 95 Thesen 1517 in Windeseile über das damalige Reich ausbreiteten, werden sie auch die Stadt Braunschweig recht schnell erreicht haben. Auch der hier ansässige Buchdrucker Hans Dorn scheint zur Breitenwirkung Luthers beigetragen zu haben: schon 1518 wurde eine seiner Schriften in niederdeutscher Sprache verlegt. Allerdings wird man die Leser Luthers vornehmlich unter den Gelehrten und in den Klöstern zu suchen haben. Dies führt zu Gottschalk Kruse. Er ist Stadtkind, seit seinem 9. Lebensjahr auch Klosterkind im Benediktinerkonvent zu St. Ägidien. Er ringt um den rechten Weg zu Gott. Der Orden schickt ihn zu einem Studienaufenthalt nach Erfurt. Aber dort werden seine Fragen nicht beantwortet. Wieder im heimatlichen Kloster fragt ihn ein gewisser Peter Hummel, ob Kruse denn schon Luthers Sermon gegen den Ablass gelesen habe? Kruse verneint nicht nur, sondern distanziert sich sofort ausdrücklich von dem Wittenberger Theologen. Kruses Prior Boeckheister dagegen hat bereits Luthers Auslegung des 110. Psalmes gelesen und reicht sie seinem Mönch Kruse als Pflichtlektüre weiter. Dieser windet sich, ein deutsch verfaßtes theologisches Werk überhaupt in die Hand zu nehmen und Boeckheister muß ihm die Lektüre erst befehlen. Mit dieser aber springt der reformatorische Funke auf Kruse über. Man sieht daran die Bedeutung des gedruckten Wortes! Auf gleiche Weise ist Luthers Theologie zumeist verbreitet worden. Kruse liest nun die Bücher des Reformators und darf schließlich mit Erlaubnis des Ordens im April 1520 nach Wittenberg reisen, um dort unter Luthers Ka-

Abb. 1 Titelblatt der Schrift von Gottschalk Kruse „To allen Christgelovigen . . .“ von 1523  
Original: Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel

Archivfoto



theder und Kanzel zu sitzen. Ohne Erlaubnis der Klosteroberen erwirbt Kruse akademische Grade und kehrt als Dr. theol. Anfang Dezember 1521 wieder nach Braunschweig zurück.

Seine theologischen Vorlesungen entwickeln sich zu großer Wirkung: nicht nur Ordensbrüder, auch Priester und Schulmeister, sowie fromme Laien finden sich dazu ein. Aber die altgläubige Seite weiß recht bald, woher der neue Wind weht. Kruse wird verklagt und muß zunächst aus der Stadt weichen. Ende 1522 ist er noch einmal für kurze Zeit zurückgekehrt. Er begann jetzt mit der Auslegung des Römerbriefes. Aber schon Mitte Februar 1523 war der Boden wieder zu heiß geworden und Kruse mußte seine Vaterstadt endgültig verlassen<sup>2)</sup>. Doch sein Einfluß trug Früchte. Manche hatte er zum Evangelium geführt. Durch ihn ist die Beziehung Luthers zur Stadt Braunschweig zuerst direkt wirksam. In ihm hatte Luther in der Stadt Braunschweig einen über einzelnen Widerhall hinausgehenden Zeugen.

Weitere Bekenner der neuen Lehre treten auf: Männer, die mit dem Gedankengut Luthers vertraut waren, so der als Stadtphysikus nach Braunschweig berufene Euricius Cordus oder der Jurist Autor Sander. Auch von einigen wenigen Praedikanten, die evangelisch predigten, wird berichtet. 1523 erschien bei Dorn eine kleine Schrift über Luther. Sie verteidigt ihn und stellt ihn als den wahren Zeugen der Sache Jesu Christi heraus. Verfasser ist ein ge-



Abb. 2 Baldachin-Figur Martin Luthers an der St. Martinikirche in Braunschweig, um 1717

Foto: Otto Hoppe

wisser H. Marschalck gen. Zoller<sup>3</sup>). Aber die reformatorische Bewegung in unserer Stadt hatte noch längst keine durchschlagende Kraft. Euricius Cordus äußert sich auch ziemlich verbittert über den schleppenden Gang der Sache.

1524 erwähnt Luther die negative Haltung des Braunschweiger Rates gegenüber einem evangelischen Augustinermönch, dem Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel eine Prädikantenstelle in der Stadt verliehen hatte. Am 6. Mai hatte er an Nicolaus Gerbel geschrieben: „Ich höre, daß das Wort Gottes bei euch (d. i. Straßburg) fast zur Herrschaft gekommen ist; wenigstens bei uns läuft es um so mehr weit und breit, je mehr es verboten wird. Es hat schon Magdeburg und Bremen inne, bald wird es nach Braunschweig wandern, wie ich hoffe, zumal da jener Fürst Heinrich, der zuvor überaus feindlich war, nun zu einem andern wird . . .“<sup>4</sup>) Hier liegt der unangezeigte Optimismus Luthers mehr auf dem Tun des Herzogs, vollends fünf Tage später in einem Brief an Spalatin, in dem Luther die Ablehnung des Braunschweiger Stadtrates meldet und Herzog Heinrich lobt, der dem abgewiesenen Praedikanten eine anderweitige Stelle verschafft hatte<sup>5</sup>). Ebenfalls 1524 kam es auf einem Provinzialkapitel der Franziskaner zu Auseinandersetzungen über Meßopfer und



Heiligenverehrung. Einige Lutheranhänger disputierten mit den Mönchen Dr. Runge und Dr. Lüder. Aber auch dieses Ereignis führte noch nicht weiter. Im Gegenteil: es kommt zu einem scharfen Ratsmandat, das den Import lutherischer Schriften verbietet und ebenso den Besuch evangelischer Gottesdienste außerhalb der Stadtmauern. Auch einige Inhaftierungen sind bezeugt. Die Gegner Luthers konnten also 1524 noch ohne Schwierigkeiten ihre Position halten und entsprechend agieren. Euricius Cordus gab dann auch 1525 auf und verließ die Stadt.

Erst die darauffolgenden Jahre brachten Fortschritte. 1527 finden wir schon sieben evangelische Prädikanten und ihnen läuft man zu. Trotz aller Einschüchterungsversuche seitens höherer katholischer Kleriker, trotz Verteidigung der päpstlichen Seite durch prominente Gastpfarrer ist das Wachsen der Reformation nicht mehr aufzuhalten. Luthers Schriften werden weiterhin gelesen, seine Lieder, die voller Theologie stecken, ertönen in den Häusern und Familien. Ostern 1527 kommt es zu einem spektakulären Tumult in St. Magni, als sich der altgläubige Prediger nicht der evangelischen Predigtweise seines Kollegen Lampe anpassen will. Er muß Kirche und Amt verlassen. Auch sein gleichgesonnener Nachfolger muß alsbald das Feld räumen und einem evangelischen Prädikanten den Platz überlassen.

Auch im Rat sind inzwischen Anhänger Luthers vorhanden. Bedeutsam in diesem Zusammenhang ist die Gestalt des Stadtsyndikus' Levin von Emden. Ausweisungen evangelischer Prediger und Bürger, wie noch um 1524 gehandhabt, sind nun nicht mehr möglich. In nur drei Jahren ist dieser Wandel eingetreten. Auch die Bevölkerung artikuliert nun zunehmend ihre Forderungen nach Änderungen des Kirchenwesens. Erste Versammlungen dieser Art sind für die Fastenzeit 1527 bezeugt. Die Beschlüsse des Reichstages zu Speyer hatten Auftrieb gegeben: jeder Reichsstand sollte sich, so hieß es, im Religionsstreit so verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könnte. Es traf darum auf breite Zustimmung und entsprach allgemeinem Wunsche, als die Magniprädikanten mit dem 1. Advent 1527 an ihrer Kirche das Abendmahl unter Brot u n d Wein austeilten und die Taufe in der Landessprache hielten. Zu Recht wird gesagt: das war Änderung des Kirchenwesens in der Stadt.

Aber doch noch nicht für die ganze Stadt. Erst im Jahre 1528 fiel die endgültige Entscheidung über die Annahme der Lehre Luthers. Nachdem der Rat eine scharfe Ermahnung des Erzbischofs Albrecht von Mainz, ja bei der altgläubigen Ordnung zu verharren, nicht mehr genügend beachtete, berief er dann sogar den immer wieder von den Bürgern geforderten gelehrten Theologen von auswärts: Licentiat Heinrich Winkel wird aus Jena herbeigeholt. Diese Neuigkeit ist für Luther wichtig genug, um sie am 5. Februar an Spalatin mitzuteilen: „Die Braunschweiger beginnen, Diener des Wortes zu erbitten, sowohl Rat, als auch das Volk“<sup>6</sup>). Am 1. März hielt Winkel seine erste Predigt in der Kirche der vornehmen Altstadt, St. Martini. Sie wurde ein Erfolg. Trotzdem stellten sich schnell Schwierigkeiten ein: Winkel war zu milde für die an ihn gestellten Erwartungen, seine Position gegenüber Predigern und Rat war nicht ausreichend genug definiert worden. Dessenungeachtet hatte man schon zuvor in Wittenberg um die Entsendung des Mannes gebeten, dessen Namen die Bürger immer wieder genannt hatten: Johann Bugenhagen, oft Pommer gerufen aufgrund seiner Herkunft. Er war der Stadtpfarrer von Wittenberg sowie Freund und Beichtvater Luthers. Letzterer schreibt daher am 7. März an Gabriel Zwilling: „Auch Braunschweig hat das Wort aufgenommen und es hat der Rat sammt dem Volk geschrieben und unsern Pommer begehrt;

aber es ist ihnen abgeschlagen worden, vielleicht werden sie um einen anderen bitten“<sup>7)</sup>). Doch da hatte sich Luther in der Beharrlichkeit unserer Vorfahren getäuscht!

In der Stadt hatte der Rat inzwischen eine Vorlage für die Religionsangelegenheiten erlassen. Diese Vorlage fordert die reine Predigt des Evangeliums, erlaubt die Austeilung des Abendmahles unter beider Gestalt und verspricht, ärgerliche Heiligenbilder bei entsprechender Meldung beiseitezusetzen. Mit der gleichzeitigen Erlaubnis spezifisch katholischer Bräuche, z. B. der lateinischen Messe und Taufe, sowie der Austeilung des Abendmahles nur unter einer Gestalt, war diesem Dokument von vornherein ein durchschlagender Erfolg nicht vergönnt. Zwar akzeptierte die Obrigkeit erstmals in einem Ratsdokument Anliegen Luthers, beließ daneben aber Dinge, die, wie z. B. beim Abendmahl nur unter einer Gestalt, seinen zentralen Anliegen entgegen waren. Diesen fast modern anmutenden Pluralismus in der Kirche indes akzeptierten die Bürger nicht, für die die Wahrheit des Evangeliums feststand und für die das auch im Vollzug des Kirchenlebens Konsequenzen haben mußte. Ausdruck für diese Haltung ist das elf Punkte umfassende Reformprogramm der Högner, das in der zweiten Märzhälfte entstand. Alle noch nicht oder nur unzureichend erfüllten Forderungen sind noch einmal sorgfältig aufgelistet und biblisch begründet worden. Bugenhagen hat später darauf fußen können.

In dieser Zeit muß auch eine Aktion stattgefunden haben, die später zum Bildersturm hochstilisiert worden ist. Bei der ordnungsgemäßen, vom Rat genehmigten Beiseitesetzung einiger Bildwerke, die dem Glauben anstößig geworden waren, haben die damit beauftragten Männer einiges mehr abgeräumt, als vorher verabredet worden war. Dieses Handeln ist aber deutlich etwas anderes als das, was man seit den 1521er Ereignissen in Wittenberg unter einem Bildersturm verstand, wo hunderte aufgehetzter Bürger mit Äxten alle Einrichtungsgegenstände der Kirche zerstört hatten bis hin zum Kruzifix mit der Gestalt des Erlösers. Es ist inzwischen Konsens der hiesigen Kirchenhistoriker, daß 1528 von einem langen und wüsten Bildersturm in unserer Stadt nicht die Rede sein kann<sup>8)</sup>. Die Heiligenbilder, die räumlich oder glaubensmäßig dem evangelischen Kultus im Wege standen, sind mit Bugenhagens Beratung und unter der Bewilligung des Rates entfernt worden. Einiges Steinmaterial hat man zur Ausbesserung der Stadtmauer benutzt.

Die schon erwähnte Beharrlichkeit der Braunschweiger hatte in Wittenberg zum Ziel geführt. Am 12. Mai 1528 schreibt Luther an Wenzel Link: „Heute reist Pomeranus nach Braunschweig, um dort einige Tage Christus in seinem Evangelium zu dienen.“ Unbeabsichtigt irrte Luther. Die Abreise verschob sich noch auf den 16. und der Aufenthalt Bugenhagens dauerte immerhin mehr als nur einige Tage . . .<sup>9)</sup>

Am 20. Mai traf Bugenhagen ein und wurde unter Handauflegung der evangelischen Praedikanten in sein Amt als Kirchenreformer eingeführt. Rastlose Arbeit folgte. Bugenhagen predigte, verhandelte, beriet. Er schrieb, übte Seelsorge und war dabei von strotzender Lebenskraft. Festivitäten wich er nicht aus. Im August hatte er die Grundzüge seiner Kirchenordnung fertig. Sie atmet durch und durch Luthers Geist. Ein kurzes Verzeichnis wurde nun Gilden und Gemeinden zur Begutachtung vorgelegt. Grundsätzliche Zustimmung ertönte. Nur wenige Änderungswünsche hatte Bugenhagen dann noch einzufügen. Schweren Herzens willigte er schließlich in die niedrige Besoldung der Prädikanten ein. Luther wurmte das noch Jahre später, wie sein Brief vom 18. Dezember 1530 an den Rat zu

Abb. 3 Austeilung des heiligen Abendmahls in beiderlei Gestalt durch Martin Luther

Titelholzschnitt der Schrift Luthers „Eyn Sermon von der Entpfahung und Zubereytung deß . . . Fronleychnams Jesu Christi . . .“ von 1523

Archivbild

# Eyn Sermon Von der

Entpfahung vnd zubereytung deß hochwirdigen  
Fronleychns Jesu Christi. Alle Christen men-  
schen hast nützlich zu vnderweysung.

Von D. Marti: Luther.



Göttingen beweist: „Wollet bedenken, daß arme Gesellen in dieser schweren Zeit mit solcher Besoldung wie zu Braunschweig nicht mögen ankommen!“<sup>10)</sup> Am 5. September 1528 wurde die Kirchenordnung in Kraft gesetzt und dieses einen Tag später im Gottesdienst der Stadtkirchengemeinden mit dem Tedeum festlich begangen.

Wiederum konnte von Luthers Beziehung zur Stadt nur indirekt die Rede sein. Wir erfuhr, daß seine Ideen durch Bugenhagen bei uns Niederschlag fanden. Aber erwähnenswert ist schließlich auch Luthers ausdrückliche Bereitschaft, die hiesige Reformation mit der Vertretung Bugenhagens in Wittenberg überhaupt zu ermöglichen. Das hat ihn manche Mühe gekostet, wie man einem Brief an Spalatin nur knapp eine Woche nach Bugenhagens Abreise entnehmen kann. Am 22. Mai hatte er geschrieben: „Pommer ist nach Braunschweig weggegangen und auf mir liegt die Versorgung der Pfarre. Daher habe ich, weil ich öffentlich und privatim, besonders an diesem Festtage, beschäftigt war, das nicht fertigstellen können, was du verlangt hast.“<sup>11)</sup>

Daß Bugenhagen nicht gänzlich von Braunschweig vereinnahmt werden konnte, verdanken wir freilich auch Luther. Auf eine bereits im Juli von den Hamburgern geäußerte Bitte

um Bugenhagens Entsendung reagiert Luther positiv. Und als am 12. September der Rat unserer Stadt bei Luther mit einem Brief vorstellig wird, doch beim Kurfürsten eine weitere Beurlaubung Bugenhagens für ein Jahr zu erwirken, tut er genau das Gegenteil. Er schreibt am 18. an den Kurfürsten Johann: „Es schreiben hier die zu Braunschweig, um Herrn Johann Pommern noch ein Jahr lang zu vergönnen, wie sie an uns auch getan und dazu uns bitten, solches bei Eurer Kurfürstlichen Gnaden helfen zu erlangen. Wir aber bitten, EKFG wollten solches abschlagen, angesehen, daß wir des Mannes nicht so entbehren können und bisher schwerlich entbehren, weil bei uns neben der Visitation täglich der Arbeit und Geschäft mehr werden. So ist ihre Sache, Gottlob angerichtet, und haben feine Leute genug dasselbst bekommen, und sorgen, daß sie vielleicht gedenken, ihn mit der Zeit also bei sich zu beheften und behalten. So liegt auch mehr an Wittenberg zu dieser Zeit, denn an drei Braunschweig. Auch beschweret sich Herr Johann fast sehr, wie er an uns schreibt, und bittet mit Sorgen, daß wir ja bei EKFG arbeiten, daß der zu Braunschweig Bitte bei EKFG nicht erhört werde . . .“

Luther hat gewiß die Absicht der Braunschweiger, Bugenhagen zu gewinnen, durchschaut. Gleichzeitig freilich setzt er sich am Schluß seines Schreibens an den Kurfürsten für eine Verlängerung des Bugenhagen bis November 1528 gewährtenurlaubes ein, damit dieser auch in Hamburg tätig werden könne. Am 22. September beschied der Kurfürst im Sinne Luthers die Braunschweiger abschlägig<sup>12)</sup>.

Bereits am 18. September, an dem Tage, an dem Luther den gerade behandelten Brief geschrieben hatte, traf in Braunschweig der Magister Martin Görnitz ein. Er trat dann das Amt des Superintendenten an und Bugenhagen wird ihm noch manche Ratschläge erteilt haben. Ende September verließ Bugenhagen die Stadt und begab sich nach Hamburg. Dort traf er am 9. Oktober ein<sup>13)</sup>. Am 28. September hatte er noch in Braunschweig ein Schreiben seines Kurfürsten erhalten, in dem ihm eine Abreise aus Braunschweig sofort angeraten wurde, ein längerer Aufenthalt in Hamburg aber nicht bewilligt worden war. Bugenhagen wandte sich daher am 1. November in einem langen Brief an Luther und bat ihn um Fürsprache, damit die Arbeit in Hamburg weitergehen könne. Dabei bezeichnet Bugenhagen übrigens die Verhandlungen zwischen Hamburger Rat und den Bürgern als schwieriger als die zwischen Braunschweiger Rat und Bürgerschaft<sup>14)</sup>. Ein Kompliment für unsere Stadt.

Die folgenden Monate verdienen freilich kein Kompliment. Katholische Reaktionen wurden beobachtet. Die evangelischen Prädikanten spalteten sich in Lutheraner und Zwinglianer. Die Bürger setzten den Rat wegen der Klöster, Kleinodien und Heiligenbilder weiterhin unter Druck. Die politische Wetterlage verschlechterte sich zunehmend. Mandate des Kaisers und Herzogs liefen ein. Der Rat, immer noch mit katholischer Fraktion, griff nicht durch und verhielt sich recht abwartend.

Superintendent Görnitz hatte um die Jahreswende Luther geschrieben. Wie manch' anderer, ist auch dieser Brief nicht erhalten. Trotz aller Widrigkeiten in Braunschweigs Kirche hatte sich Görnitz doch positiv über die Lage ausgedrückt. Da die Problemkreise belegbar sind, verwundert eine derartige Lagebeurteilung. Am 15. Januar 1529 jedenfalls antwortet Luther dem „treuen und klugen Vorsteher der Kirche zu Braunschweig“, daß er dem Görnitzbrief entnommen habe, daß es mit der Kirche in Braunschweig wohlstehe. Auch Levin von Emden habe er, Luther, geschrieben. Sodann bedankt sich Luther für die Übersendung

lobenswerten Bieres<sup>15</sup>). Enttäuscht wird aber jeder, der nun denkt, Luther habe damit unserem einheimischen Bier ein werbewirksames Prädikat verliehen. Görlitz hatte Torgauer Bier geschickt!

Eine erste Lösung der Probleme, leider noch keine endgültige, geschah bei Bugenhagens zweitem Braunschweiger Aufenthalt. Auf der Rückreise von Hamburg traf er am 6. Mai 1529 in der Stadt ein.

Man kann schon sagen: er räumte auf. Die beiden Häupter der Zwinglischen Partei, die beiden Ulricpfarrer Knigge und Schweinfuß, wurden nach einer großen Disputation auf dem Neustadtrathaus ihres Amtes entsetzt und der Stadt verwiesen. Danach reiste Bugenhagen Mitte Juni weiter gen Wittenberg.

Leider war nicht genug aufgeräumt worden. Die zwei Andreaspfarrer Dume und Hoyer sowie der Hospitalpfarrer Kopmann formierten sich erneut als zwinglische Partei und polemisierten gegen Bugenhagens Schärfe. Den verwiesenen Pfarrern habe man Unrecht getan. Erneut zeigte es sich, daß Görlitz machtlos war und die Spaltung nicht überwinden konnte. Auch die Einrichtung des alle 14 Tage zusammentretenden Kolloquiums der Prediger schuf keine Abhilfe. Vermutlich nahmen die Abweichler gar nicht daran teil. Auch der Rat schuf keine durchgreifende Abhilfe.

Ein kleiner Schritt zur Besserung war die im Januar 1530 stattfindende Neuwahl zum Rat. 21 Ratsherren schieden aus, ihrer Ehren unschädlich. Damit war die katholische Fraktion ausgeschieden, und ein einheitlich lutherischer Rat stand an der Spitze der Stadt. Er bildete im März einen Kirchenausschuß und ging sowohl gegen den Besuch der katholischen Stiftskirchen als auch gegen katholische und zwinglische Literatur vor. Gegen die zwinglischen Prediger allerdings nicht.

Im weiteren Verlauf des Jahres stritten zwei lutherische Geistliche gegen das Tragen des alten Kirchenornates. Die Mehrheit wollte ihn beibehalten. Doch der eine Prediger, Ribeling zu St. Katharinen, schuf sozusagen „Tatsachen“. Er animierte einen Bürger, ihm beim Gang zum Altar die Meßgewänder abzureißen, dies zumindest anzudeuten. Hinterher trug Ribeling das im Kolloquium vor und forderte erneut die Abschaffung des papistischen Habits. Bugenhagen lehnte in einem Schreiben vom 27. September die Ablegung der Meßgewänder ab. Recht ironisch, fast bissig fragt er Görlitz, was die Braunschweiger denn als nächstes abzulegen gedächten, womöglich noch die Orgeln und Glocken?

Man hat dann, um christliche Freiheit zu zeigen und die Tatsache zu unterstreichen, daß Meßgewänder zu den Adiaphora, zu den Mitteldingen gehörten, beschlossen, für eine Weile den alten Ornat abzulegen. Wenn man es wieder wolle, würde er wieder eingeführt. Das scheint späterhin auch geschehen zu sein. Zumindest in St. Martini waren 100 Jahre später Alben und Kaseln bei der Kommunion und bei der Trauung wieder gebräuchlich.

Erst im Frühjahr 1531 ging der Rat gegen die Zwinglianer vor. Braunschweig schickte sich an, dem Schmalkaldener Bündnis beizutreten. Das bedingte natürlich, daß zuhause auch das Haus in Ordnung sein mußte. Wiederum fand ein Religionsgespräch statt. Die Leitung hatte der Rat.

Alle Prediger hatten ihr Abendmahlsbekenntnis vorzutragen. Dume und Hoyer widerriefen nicht und wurden verwiesen. Die mündlichen Bekenntnisse scheint das Kolloquium

dann zu einer Schrift zusammengefügt zu haben: „Bekenntnis von dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi aller Prädikanten zu Braunschweig“. Es wurde sogar Luther zur Überprüfung geschickt. Da Hoyer noch nachträglich widerrief, das Bekenntnis dann auch mit Kopmann zusammen unterschrieb, blieb also nur Dume ausgewiesen. Hoyer verstarb alsbald und man könnte denken, daß nun endgültig Ruhe in die Braunschweiger Stadtkirche hineingekommen wäre. Doch das ist ein Irrtum. Denn Kopmann begann erneut, der Kirchenordnung widersprechende Lehren zu verbreiten, insbesondere vom heiligen Abendmahl. Nun war er alleine, aber daß er im Volke beliebt war, gab ihm wohl den nötigen Rückhalt. Nach dem endgültigen Beitritt zum Schmalkaldener Bündnis im Juli 1531 wurde sein Fall alsbald aufgegriffen. Am 6. August wurde er auf die städtische Münzschmiede am Kohlmarkt bestellt, um sich vor dem Rat, den Predigern und den für die Kirchenfinanzen zuständigen Männern zu verantworten. Es gelang ihm, eine Beschlußfassung zu verhindern und den Rat um ein Gutachten von Luther zu ersuchen. Am 7. August lieferte er sein schriftliches Bekenntnis ab, das der Rat am 9. mit einem Begleitschreiben an Luther weiterbeförderte<sup>16)</sup>.

Bereits am 13. August antwortete Luther. Er fordert den Rat auf, Kopmann zum Schweigen zu bringen und derartige Lehren gegen die Kirchenordnung nicht zu dulden. Nach einem kurzen Exkurs über die wahre Gegenwart Christi im Brot und Wein des Abendmahles schreibt Luther zum Schluß: „E. Weisheit sollen zusehen, daß nicht Zwietracht noch widerwärtige Lehre in E. W. Stadt aufgehe, damit nicht aus einem Fünklein ein Feuer werde, sondern welcher nicht will mit den andern der Ordnung, so ihr angenommen, nach gleich lehren, daß derselbige schweige und wegkomme . . .“<sup>17)</sup>. Wir sehen also ganz deutlich, daß Luther einen Leugner der Realpräsenz nicht als Prediger in Braunschweig dulden wollte. Der Rat beschloß auch Kopmanns Absetzung. Welche Winkelzüge dieser anwandte, wissen wir nicht. Jedenfalls schaffte er es, im Amte zu bleiben. Statt aber nun ruhig zu sein, versetzte er im November des Jahres Luther in erneute Aufregung, indem er den Leugner der Trinität, Johann Campanus, beherbergte. Dieser war den Wittenbergern nur zu gut bekannt. Luther schrieb postwendend an den in Lübeck weilenden Bugenhagen: „Du weißt, daß eben dieser Teufel einen zwinglischen Wolf in deine Kirche zu Braunschweig gesandt hat. Nun kommt auch in dieses Wolfs Kirche jener Campanus, der bekannte: Ich weiß nicht, ob Gott die Undankbarkeit dieser Stadt so bestraft, oder ob er uns versuchen will durch äußerstes Leiden. Du kannst durch Sendung von Breifen dorthin oder auf der Reise, die du hierher machst, den Senat erinnern. Ich fürchte, daß dieses Fünklein für viele eine Feuersbrunst sein werde . . .“<sup>18)</sup>. Auch Melanchthon, der sich bis dato zu Braunschweiger Dingen noch nie geäußert hatte, schrieb an Bugenhagen und bat ihn, die Seelen der Braunschweiger vor diesem Gift zu schützen<sup>19)</sup>. Leider ist nicht bekannt, was Bugenhagen getan hat. Aber Luther hatte natürlich auch am 27. November an Görlitz geschrieben. Er bezeichnet darin Campanus schlimmer als Arius und fordert Görlitz zu sofortigem Handeln auf. „Daher bitte ich dich um Christi willen, daß du bei dem Senate und wo immer du auch nur kannst, dahin wirkst, daß sie solche Furien . . . nicht so zulassen mögen . . . Täglich bin ich darauf bedacht, dich von dort wegzureißen, selbst wegen jenes Zwinglianers bei euch, der, wie ich höre, genug ausgerichtet zum Bösen . . .“<sup>20)</sup>. Luther spielt damit auch auf einen Brief an, den er bereits am 9. Oktober an Görlitz gerichtet hatte. Anscheinend hatte Görlitz Amtsmüdigkeit gemeldet und wegen der Beschaffenheit des Landes um eine Verwendung an anderem Orte gebeten.



Luther hatte dies bereits im Oktober als verständlich kommentiert und Görlitz versprochen, sich für ihn umsehen zu wollen<sup>21)</sup>. Da Campanus fortan nicht erwähnt wird, dürfte Luthers Bemühen erfolgreich gewesen sein. Aber auch Görlitz hat dann wohl Schwierigkeiten gehabt. Der Überlieferung zufolge soll er verdächtigt worden sein, ebenfalls nicht recht vom Abendmahl zu lehren und es sei ihm eine Zeitlang die Kanzel verboten worden. Zeitlich könnte man dies in den Dezember 1531 einordnen. Ein Brief Luthers vom 3. Januar 1532 bestätigt dies – er beruft Görlitz nach Kahla in Sachsen und kommentiert: „Vielleicht wird Braunschweig, welches des reinen Wortes nicht wert ist, Mühlhausen oder Zürich nacheifern wollen, was Gott verhüte!“<sup>22)</sup> Gott hat es verhütet. Die Lage beruhigte sich und Kopmann blieb fortan isoliert. Seine theologische Haltung wurde nicht noch einmal Gegenstand eines Streites. Als er 1540 eine Jungfrau schändete – so wird berichtet – mußte er die Stadt endgültig verlassen. Es gibt Indizien, daß er unter der schmalkaldischen Herrschaft in Schöningen als Prädikant tätig war.

Auch Görlitz war in der Stadt verblieben. Bugenhagen kam auf der Rückreise von Lübeck vom 14.–28. April 1532 in Braunschweig vorbei. Besondere Vorkommnisse werden nicht vermeldet.

In den darauffolgenden Jahren standen in unserer Stadtkirche weniger theologische, als vielmehr alle mit dem Schmalkaldener Bündnis und der Reichspolitik zusammenhängenden Fragen im Vordergrund.

Wer den Chronisten Rehtmeyer zu Rate zieht, findet ellenlange Beschreibungen aller möglichen Konvente und deren Beschlüsse. Freilich war das wichtig. Denn die allgemeine politische Wetterlage verschlechterte sich zwischen den katholischen und evangelischen Territorien noch mehr. Für die Stadt Braunschweig kam ja noch besonders erschwerend hinzu, daß der in Wolfenbüttel residierende Herzog Heinrich der Jüngere ganz aktiv gegen die lutherische Partei agierte. Es wäre ein eigener Artikel nötig, um einmal die Beziehungen zwischen Luther und Hans Worst, oder dem argen Heinze zu Wolfenbüttel, dem Mordbrenner und Feind des Evangeliums, wie Luther ihn nennt, zu beleuchten.

Erst im Jahre 1534 findet sich wieder ein Schriftstück zum Thema dieses Artikels. Es ist bisher kaum beachtet worden und zeigt, daß Luther auch in ganz privaten Sorgen um Rat angegangen wurde. Am 25. August 1534 schrieb Luther an Autor Broitzem, der grade Witwer geworden war. Wer Luther zur Feder greifen ließ, ist nicht mehr auszumachen. Dessen Antwort aber ist ein schönes Beispiel christusbezogener Seelsorge: „Gnade und Friede in Christo mein lieber Autor! Es hat unser lieber Herr Jesus Christus jetzt Euch heimgesucht und mit Euch geteilt, wiewohl es nach dem Fleisch auch eine harte Teilung ist, sonderlich so gar unversehens und abwesens; welches Euch desto mehr betrübt; wie es denn recht und billig ist, daß Euch solcher Fall soll wehe tun, weil sie Euer nächstes und bestes Glied ist, dazu Euer eigener Leib gewesen ist. Aber gleichwohl soll und muß Christus mehr bei uns gelten, denn alles, was wir haben, auch selbst sind. Denn er auch sich selbst um unsertwillen gering geachtet hat, auf daß wir groß und herrlich würden ewiglich, sich williglich ergeben in den schmachlichsten Tod, damit viel geringer geworden, denn alle Menschen, wie im 22. Psalm, V. 7. geschrieben steht: ‚Ich bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und Verachtung des Volks.‘ Demnach weil wir alle Stunden schuldig sind, wiederum zu leiden nach seinem Willen, ist mein freundlich christlich Vermahnen, wollet solch Wehe und Unfall in

den lieben Christum senken und mit rechtem Glauben bedenken, wie gar nichts unser Leiden ist, so wir um seinetwillen tragen, gegen das, das er um unsretwillen getragen hat; es muß doch alles in seinem Leiden überwunden sein. So habt Ihr doch überdies alles Gott zu danken, daß die gute Frau ein fein christlich, selig, vernünftig Ende genommen hat; welches, wie Ihr wisset, eine unaussprechliche Gnade und wenigen bescheret ist, so vielen andern gar erbärmliche Fälle begegnen. Christus, unser lieber Herr und Trost, tröste und stärke Euch, daß Ihr seinen Willen tragen, loben und danken möget. Amen<sup>23</sup>). Luthers Beziehungen zu Braunschweig tragen also auch seelsorgerliche Komponenten. Es wird sicherlich weitere, nicht mehr vorhandene Briefe dieser Art gegeben haben.

Im Jahre 1538 hätte Braunschweig beinahe die Ehre gehabt, Martin Luther in seinen Mauern begrüßen zu können. Die evangelischen Fürsten, unter ihnen auch der dänische König, hielten einen Konvent. Am 27. 3. 1538 jedenfalls schreibt Luther an Nikolaus Hausmann: „D. Jonas ist mein Stellvertreter in der Reise nach Braunschweig, ich selbst habe nicht können; ich habe für meine Gesundheit gefürchtet . . .“<sup>24</sup>).

Luther hat übrigens nur sehr ungern Reisen unternommen und wo es ging, seine Freunde ausgeschiedt. Rehtmeyer und der auf ihm fußende Beste<sup>25</sup>) müssen freilich irren, wenn sie Melanchthon als Vertreter Luthers bei dieser Zusammenkunft melden. Luther nennt ja ausdrücklich Justus Jonas. Am 5. April kamen die ersten Nachrichten in Wittenberg an. Herzog Heinrich der Jüngere hatte dem sächsischen Kurfürsten das Geleit versagt. Dieser mußte daher einen sechstägigen Umweg durch die Mark machen. Landgraf Philipp von Hessen sei aber von Goslar aus ohne Geleit durch das herzogliche Gebiet gezogen. Der Herzog hatte seine Kanonen donnern lassen, als Philipp an Wolfenbüttel vorbeizog. Luther rügte den Wolfenbüttler Herzog, verglich ihn mit dem König der Amalekiter, der Mose ein sicheres Geleit ausgeschlagen habe, so nachzulesen 4. Mose 21 und 5. Mose 2. Lobend erwähnte Luther das Glaubensbekenntnis des dänischen Königs. Am 10. April trafen weitere Nachrichten aus Braunschweig bei Luther ein. Anscheinend wurde von Schwierigkeiten berichtet, ein Bündnis abzuschließen. Luther kommentiert recht bemerkenswert: „Sie suchen das ihre unter dem Namen des Evangeliums, aber in Gefahren fürchten sie für sich. Jene politische Vereinigung hat nichts mit dem Evangelium zu schaffen. Gott ist's, der in der Verfolgung beharrt und verteidigt, ihm wollen wir vertrauen und mit ihm einen ewigen Bund schließen. Welt ist Welt“<sup>26</sup>).

Der Konflikt mit Herzog Heinrich spitzt sich zu. Es kommt später zu kriegerischen Auseinandersetzungen. Der Herzog wird gefangen, die Schmalkaldener übernehmen die Regierung im Land Braunschweig. Die Stadt Braunschweig nutzt die günstige Lage aus. Die Bürger suchen am 21. Juli 1542 das katholisch gebliebene Kloster Riddagshausen heim. Hier kann nun wirklich von einem Bildersturm geredet werden! Auch dem katholischen Stift St. Blasii inmitten unserer Stadt war man seitens des Rates energisch auf den Leib gerückt. Man hatte alles Singen, Lesen, Glockenläuten und Messehalten verboten und die Kirche verschließen lassen. Am 28. Oktober 1542 wurde dann die erste evangelische Predigt im Dom gehalten. Lediglich das Singen der Stundengebete morgens und nachmittags, durchaus auch auf lateinisch, wurde den Stiftsherren zugebilligt. Als Domprediger wurde der amtsmüde Martin Görlitz berufen, der freilich an der Kirchenvisitation des Landes durch die Schmalkaldener noch mitgearbeitet hatte.



leider nicht bekannt. Aber ebenso beharrlich wie seinerzeit bei Bugenhagen müssen die Stadtbraunschweiger auch um Medler eingekommen sein. Am 17. oder 18. 7. 1545 schreibt, wie wir von Melanchthon wissen, Luther einen nicht mehr erhaltenen Brief an den Kurfürsten. In ihm befürwortet er auf Bitten einer Gesandtschaft von Braunschweig, daß Dr. Medler nach hier berufen werde<sup>28</sup>). Am 25. September unterschreibt Luther zusammen mit Bugenhagen und Melanchthon einen von Melanchthon verfaßten Brief an den Rat, in dem der günstige Ausgang um Medlers Werbung bekanntgegeben wird<sup>29</sup>). Medler war ein treuer Schüler Luthers, der als Diakon in Wittenberg tätig gewesen war und 1535 zum Doktor der Theologie promoviert wurde. Luther hat seine Gelehrsamkeit mit einem vollen Faß verglichen, „aus welchem man den Zapfen auszüge, alles massenhaft herausströme.“

Diese Vermittlung war der letzte Dienst, den Luther unserer Stadt geleistet hat. Am 18. Februar 1546 verstarb er bekanntlich in Eisleben. Seine Witwe Katharina Luther hat sich, zusammen mit Melanchthon im Jahre 1547 längere Zeit in Braunschweig aufgehalten<sup>30</sup>).

Luther und die Stadt Braunschweig – so lautete die Überschrift. Die Beziehung zeigt Luther in jeder Hinsicht als den Gebenden und die Stadt als Empfangende. Das Lutherjahr will alle Christen zu einer derartigen Beziehung zu Luther aufrufen. Denn Luther ist nur sekundär eine Gestalt der Geschichte. Die Kirche der Gegenwart hat diesen Christuszeugen auch heute nötig, mehr denn je.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup>) Der folgende Artikel ist die leicht überarbeitete Fassung eines öffentlichen Vortrages am 10. Juli 1983 in der Kirchengemeinde St. Ulrich-Brüdern zu Braunschweig. Für den Zeitraum von 1517–32 sind zwei Artikel der 1978 erschienenen Festschrift „Die Reformation in der Stadt Braunschweig 1528–1978“ benutzt worden: 1. Jürgens, Klaus: „Die Reformation in der Stadt Braunschweig von den Anfängen bis zur Annahme der Kirchenordnung“ und 2. mein Beitrag „Bugenhagens Einwirken auf die Festigung der Reformation in Braunschweig“. – <sup>2</sup>) Später ist er in Harburg gewesen und dort 1540 verstorben. – <sup>3</sup>) Originaltitel: „Von de weyt erschollen namen Luther. was er bedeut un wie er wirt mißbraucht. Er heyst nycht der trüber, vyl mehr der lauterer. Er heyst auch nicht der lotter vyl mehr der bewerer. Marschalck Straßburgk. M. D. viij“ Die im Text gegebenen Erläuterungen hat die Herzog August Bibliothek auf dem Vorblatt der Schrift vermerkt. – <sup>4</sup>) Dr. Martin Luthers Sämtliche Schriften herausgegeben von Joh. Georg Walch, – Neue revidierte Stereotypausgabe, St. Louis/Mo. 1881 ff (Abkürzung: W 2) Bd. 21a, Spalte 619 – <sup>5</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 620 – <sup>6</sup>) W 2, Bd. 17, Sp. 2239 – <sup>7</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 1112 – <sup>8</sup>) Besonders verhängnisvoll ist die, wenn auch in der 2. Auflage etwas abgemilderte Darstellung von Werner Spieß in seinem Buch „Braunschweig im Nachmittelalter“ Bd. 1, S. 62f aus dem Jahre 1966 – <sup>9</sup>) W 2, Bd. 17, Sp. 2236 und W 2, Bd. 21a, Sp. 1150 – <sup>10</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 1609 – <sup>11</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 1154 – <sup>12</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 1210 – <sup>13</sup>) Meine Behauptung in der Festschrift von 1978 S. 73, er sei am 10. Oktober abgereist, beruht auf einem leider nicht bemerkten Schreibfehler. Er ist nach dem 28. September gegangen! – <sup>14</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 1231ff – <sup>15</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 1254f – <sup>16</sup>) Weimarer Luther Ausgabe, (abgekürzt: WA) Briefe, Bd. VI, 155 Detaillierte Bearbeitung dieser Angelegenheit findet der Leser in meinem Artikel „Des Prädikanten Johann Kopmann Bekenntnis, ein bisher unbekanntes Dokument der stadtbraunschweigischen Reformationsgeschichte“ im Braunschweiger Jahrbuch 1977, S. 31ff – <sup>17</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 1677ff – <sup>18</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 1715f – <sup>19</sup>) Vogt, Otto: „Dr. Johannes Bugenhagens Briefwechsel“, Reprint Hildesheim 1966, S. 107 – <sup>20</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 1716 – <sup>21</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 1700 – <sup>22</sup>) W 2, Bd. 21a, Sp. 1719 – <sup>23</sup>) W 2, Bd. 10, Sp. 2038 – <sup>24</sup>) W 2, Bd. 21b, Sp. 2229 – <sup>25</sup>) Rehtmeyer, Philipp Julius: „Der berühmten Stadt Braunschweig Kirchenhistorie“ Teil 3, Braunschweig 1710, S. 128, Beste, Johannes: „Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche von der Reformation bis auf unsere Tage“, Wolfenbüttel 1889, S. 38 – <sup>26</sup>) W 2, Bd. 22, Sp. 1379f – <sup>27</sup>) W 2, Bd. 21b, Sp. 2860ff – <sup>28</sup>) W 2, Bd. 21b, Sp. 3123 – <sup>29</sup>) W 2, Bd. 21b, Sp. 3142 – <sup>30</sup>) Beste a. a. O. S. 55

# *Grundlagen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Helmstedter Raumes im 19. Jahrhundert*

Von Rolf Volkmann

## Vorbemerkung

Der hier vorgelegte Text ist das Manuskript eines Vortrages, den der Verfasser am 1. September 1983 anlässlich der Eröffnung der Ausstellung im Juleum in Helmstedt gehalten hat, die zum 150jährigen Jubiläum des Landkreises Helmstedt von der Nord/LB veranstaltet worden ist. Es ist bewußt darauf verzichtet worden, in die abgedruckte Kurzfassung des Vortrages nachträglich Fußnoten mit Quellenangaben einzuarbeiten.

In der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Helmstedter Raumes ist zweifellos das 19. Jahrhundert der interessanteste Zeitraum. In dieser Epoche bilden wichtige Ereignisse die Grundlagen für die gesamte spätere Entwicklung.

Aber auch die Vorbedingungen waren nicht schlecht. Es muß hier auf ein Ereignis hingewiesen werden, dessen 550. Wiederkehr wir in diesem Jahre feiern könnten, das aber bisher in allen Bereichen der Geschichte viel zu wenig beachtet wird und wohl z. T. auch zu wenig bekannt ist. Ich meine die Abschaffung der Leibeigenschaft im damaligen Herzogtum Braunschweig durch Vertrag vom 13. Mai 1433 Herzog Heinrichs des Friedsamens mit der Landschaft, zu der der Adel, die höhere Geistlichkeit und die Patrizier gehörten. Dieser im Reich einmalige Vorgang hat nicht nur die Bauernkriege im 16. Jahrhundert bei uns verhindert, sondern er wirkte noch bis ins 19. Jahrhundert nach. Dennoch haben die braunschweigischen Herzöge aus den Bauernkriegen in den anderen Fürstentümern gelernt. Sie ließen in „Erbregistern“ die Verpflichtungen der Bauern aufschreiben und verboten den Lehnsheeren später deren Erhöhung.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts schienen die Kriege Napoleons, sein Sieg 1806 über das preußische Heer unter Führung des Braunschweiger Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand bei Jena und Auerstedt, die Gründung des Königreichs Westfalen im Frieden von Tilsit, einen wirtschaftlichen Aufschwung zu verhindern. Ja, mit der Auflösung der Universität Helmstedt am 30. April 1810 schien der Niedergang einen Tiefpunkt erreicht zu haben, nachdem bereits am 18. 8. 1807 das Herzogtum Braunschweig dem durch die Franzosen gegründeten Königreich Westfalen zugeordnet worden war.

Trotz französischer Herrschaft warf die neue Zeit ihre Schatten voraus. Die Einführung des Gesetzbuches Napoleons am 21. September 1808 brachte die Gewerbefreiheit.

In Preußen hatte man schon unter den Augen Napoleons im Rahmen der Stein-Hardenbergschen Reformen 1810 die Leibeigenschaft abgeschafft und mit der Ablösung der Dienste und Lehnsabgaben begonnen. Der Geist der französischen Revolution hatte die Einstellung der Menschen verändert. Im Herzogtum Braunschweig, in dem es ja nur noch um die Ablösung der Dienste und Lehnsabgaben ging, begann man damit wesentlich später. Zunächst war nach der Völkerschlacht bei Leipzig (18. 10) 1813 das Königreich Westfalen aufgelöst und das Herzogtum Braunschweig wiederhergestellt worden. Wenn man auch ver-



Abb. 1 Blick durch die Braunschweiger Straße in Helmstedt, im Hintergrund der Turm von St. Marienberg, 1928

Archivfoto: R. Volkmann

suchte, bei der Restauration Verbesserungen durchzuführen, so stellte sich ein wirtschaftlicher Aufschwung zunächst nicht ein.

Entscheidende Veränderungen brachte die „Neue Landschaftsordnung“ vom 12. Oktober 1832, die als braunschweigisches Staatsgrundgesetz zu betrachten ist. Sie bahnte die Ablösung der bäuerlichen Dienste und Abgaben, die an die Grundherrschaft zu entrichten waren, an. Am 4. Juni 1834 folgte die Braunschweigische Städteordnung, die die ersten Anfänge für eine spätere kommunale Selbstverwaltung setzte.

In der Ablösungsordnung vom 20. Dezember 1834 wurden alle auf den Bauerngütern lastenden Dienste, Abgaben und Zehnten für ablösbar erklärt. Mit der erfolgten Ablösung waren die Güter frei. Das Herzogtum Braunschweig vermied hier die Fehler Preußens. Dort mußte der Bauer ca. 1/3 seines Landes abgeben, da er auf andere Weise die Ablössungssumme nicht aufbringen konnte. Bei uns wurde das Ablöskapital in dem bereits erwähnten Gesetz auf den 25fachen Wert der jährlichen Naturalabgaben und den 18fachen Wert der Jahresdienstleistungen festgesetzt.

Natürlich hatten auch hier die Bauern das erforderliche Ablöskapital nicht zur Verfügung. Das von Herzog Carl 1765 gegründete Leihhaus, der Vorläufer der Braunschweigischen Staatsbank und heutigen Nord LB., von dem es seit 1828 auch eine Filiale in Helmstedt gab, mußte die Summen beschaffen. Sie wurden den Bauern dadurch gewährt, daß man mit dem jeweiligen Ablösbetrag ihre Grundstücke in Form einer Hypothek bei



4 % Jahreszinsen und 1 % Amortisation belastete. Die auf diese Weise fürsorglich vorausgeplante Finanzierung sicherte nicht nur die Erhaltung der Höfe, sondern sie ermöglichte die Aufbringung der Ablösungsgelder ohne Abtretung von Land. Das Fürstliche Leihhaus hat auf diese Weise 10 Millionen Taler für die Ablösung bereitgestellt. Bei der Durchführung fiel den mit Wirkung vom 1. Januar 1833 arbeitenden Kreisdirektionen eine neue Aufgabe zu. Sie hatten für die Errichtung von Kreiskommissionen zur Durchführung der Ablösung zu sorgen. Den Vorsitz führte der jeweilige Kreisdirektor, bei uns Kreisdirektor Wilhelm Eissfeldt. 1849 wurde schließlich der braunschweigische Lehnsverband völlig aufgelöst.

Verbunden mit der Ablösung von 1834 war die Gemeinheitsteilung oder Separation. Die Bauern bekamen für ihre vorherige Weideberechtigung aus der aufgeteilten Allmende Land. Mit der neuen Einteilung ging man vom Flurzwang und der Dreifelderwirtschaft völlig ab.

Alle diese Veränderungen führten zu einem großen Fortschritt in unserer Landwirtschaft. Mit Ausnahme des Pferdebestandes, der infolge der weggefallenen Hand- und Spanndienste absank, stieg der Viehbestand beträchtlich, was zu einer Steigerung der Milchwirtschaft führte. Auch die Erträge im Ackerbau nahmen zu.

Obwohl damals ca. 70 % der Bevölkerung des Kreises Helmstedt auf dem Lande lebten, gab es schon einen Braunkohlenbergbau. Das Braunkohlenbergwerk war von Johann Moritz Friedrich Koch, einem Kandidaten der Theologie der früheren Universität Helmstedt, nach erhaltener Konzession 1795 am heutigen Elzweg im Helmstedt errichtet worden. Koch hatte zunächst ungeheure Schwierigkeiten; denn niemand wollte mit Braunkohlen feuern. Selbst das Beispiel des Herzogs, der 1796 im Braunschweiger Schloß einen Ofen auf Braunkohlenfeuerung umstellen ließ, fand kaum Nachahmer. So erteilte der Herzog schließlich am 9. Januar 1797 seinem Kammerrat von Gebhardi den Auftrag, nach Mitteln zur Verbreitung der Braunkohlenfeuerung zu suchen. Zwei Wege beschreitet die herzogliche Regierung, um die Feuerung mit Braunkohlen zu fördern:

1. werden für die Konstruktionen bestimmter Spezialöfen mit Braunkohlenfeuerung Prämien ausgesetzt.
2. wird in den neu erteilten Konzessionen für die Ausübung bestimmter Gewerbe die Braunkohlenfeuerung zur Bedingung gemacht.

Diese Entwicklung zog sich lange hin. Noch 1839 wurde erneut eine Prämie von 200 Reichstalern auf einen Backofen mit Braunkohlenfeuerung ausgesetzt. Kaum jemand ahnte damals, daß später der Braunkohlenbergbau zu einer der Grundlagen für das wirtschaftliche Aufblühen des Helmstedter Raumes werden sollte.

Das Kochsche Bergwerk war bis 1816 von Oberamtmann Wahnschaffe fortgeführt und dann vom braunschweigischen Staat übernommen worden. 1817 hatte man den Betrieb eingestellt, aber die Anlage später noch einmal als Versuchsschacht benutzt. Es waren neue Bergwerke entstanden. Besonders zu nennen ist hier die Grube Anna Alwine Elsbeth am St. Annenberge, die 1861 vom Helmstedter Bürger Louis ABRY gegründet wurde. Sie beschäftigte 50 bis 60 Arbeiter und förderte 20000 t Braunkohle. Als staatliche Braunkohlenwerke arbeiteten zu jener Zeit die unter der Leitung des Bergmeisters Weichsel stehenden Gruben

Prinz Wilhelm, Treue und Trendelbusch, die bereits 1845 zusammen 200000 t Braunkohlen förderten. Auch die Grube Weichsel zwischen Helmstedt und Harbke soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Anfang der sechziger Jahre förderte der Kaufmann Wilhelm SUDER in der Nähe von Emmerstedt und Barmke, zunächst im Tagebau, später im Tiefbau, Braunkohle. Besonders zu nennen sind die Gruben Berta (1862), Wilhelm, Ludwig, Thekla und Emma (1870). Aus ihnen entwickelten sich wenige Kilometer von Helmstedt die „Consolidierten Suderschen Braunkohlenwerke“. 1873 wurden die Braunschweigischen Kohlenbergwerke als Aktiengesellschaft gegründet. Sie erwarben vom braunschweigischen Staat die Gruben Prinz Wilhelm, Treue und Trendelbusch. Sieben Bergwerksunternehmen gingen später in den Braunschweigischen Kohlenbergwerken auf, die ja noch heute der größte Arbeitgeber des Helmstedter Raumes sind.

Zwanzig Gruben gewannen um 1880 in der Helmstedt-Oschersleber Braunkohlenmulde, die allerdings über die Grenzen unseres engeren Wirtschaftsraumes hinausreicht, Rohbraunkohlen, die meisten davon im Tiefbau. Im gleichen Jahr wurde auch die erste Brikettfabrik von der Gewerkschaft „Viktoria“ errichtet. Nach der Inbetriebnahme des Tagebaues „Treue“ 1880 entstand 1886 die Brikettfabrik Treue, ja im Jahre 1893 sogar die Brikettfabrik Treue II; auch die Brikettfabrik Trendelbusch begann um diese Zeit ihre Arbeit.

1896 entstand schließlich auf der Schachtanlage Prinz Wilhelm die erste elektrische Zentrale mit einem Drehstromdynamo.

Auch Salz wurde in unserem Raume von altersher gewonnen. Die Saline Schöningen ist erstmals um das Jahr 1000 erwähnt, aber gewiß schon viel älter. 1747 wurde das von Herzog Heinrich verliehene Salzgrafenamt an den Herzog zurückgegeben. Die Saline wurde als Werk „Carlshall“ erneuert. 1845 bis 1860 erschloß die staatliche Bergbauverwaltung vier Salzlager in Schöningen. 1850 konnte man durch Umstellung von Holz- auf Kohlenfeuerung die Erzeugung von Speisesalz auf 6000 t steigern. Von Persönlichkeiten ist besonders der Pächter der Saline Carl Wilhelm Heinrich Abich zu nennen, der zunächst Ober-Salzinspektor, dann Bergrat war. Er war von 1806–1840 tätig. Ab 1841 wurde die Saline durch einen Administrator staatlich verwaltet.

Auf den Versuchen Andreas Sigismund Marggrafs aufbauend, hatte in unserem Raum der Stadtarzt von Königslutter Johann Julius Wilhelm Dedekind 1787 Rübensaft hergestellt und der herzoglichen Regierung die Zuckergewinnung aus Rüben vorgeschlagen. Er war aber mit seinem Projekt am Fehlurteil der vom Herzog bestellten Gutachter, vor allem des Bergrates Abich, gescheitert. Dieser meinte, daß die Versuche „vergeblich gewagt“ seien und der Feuerungsaufwand zu groß sei. Dedekind wurde schließlich von den Erfolgen Achards überrascht, der 1799 König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise den ersten aus Rüben hergestellten Zucker überreichte.

Während sich die soziale Lage der Landbevölkerung ständig verbesserte, gab es in den Städten noch gewisse Unzufriedenheiten. In Helmstedt, das nach Aufhebung der Universität zu einer Ackerbürger- und Handwerkerstadt herabgesunken war, besaßen die beiden Domänen und wenige Bauern das gesamte Land. Der Wunsch der meisten Einwohner, ein Stück Land für ihren Eigenbedarf bewirtschaften zu können, konnte daher nicht erfüllt wer-

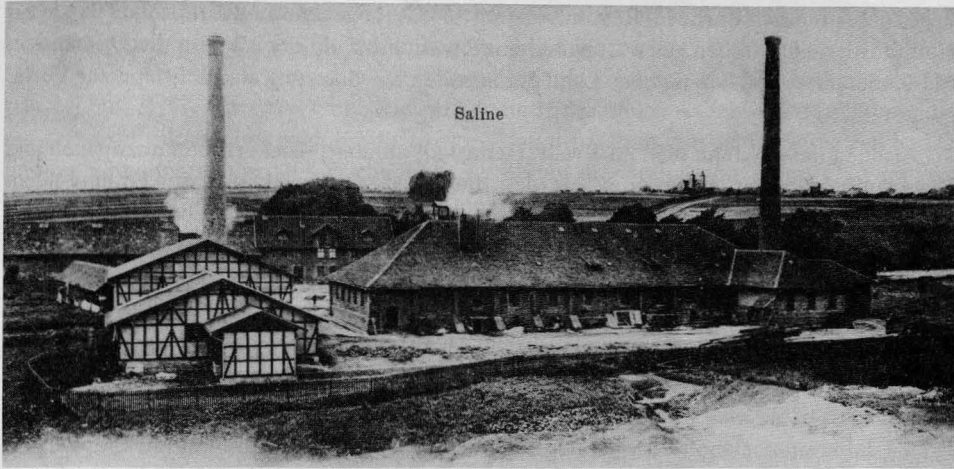


Abb. 2 Die Saline in Schöningen um 1900

Reproduktion nach Postkarte



Abb. 3 Die von Kaufmann August Rühland 1850 in Königslutter gegründete Zuckerfabrik um 1865  
Lithographie von F. G. Müller in Verden

Original: Braunschw. Landesmuseum

den. Dieser Wunsch wurde im Revolutionsjahr 1848 im sogenannten Kartoffelaufstande zur Hauptforderung erhoben. Der Aufstand endete unblutig, da der Herzog die Domäne St. Marienberg auflösen ließ und das Land der ärmeren Bevölkerung als Pachtland zur Verfügung stellte.

Als man um das Jahr 1850 im Kreise Helmstedt anfängt, Zuckerrüben anzubauen und Rübenzuckerfabriken zu gründen, werden die Absatzschwierigkeiten der Braunkohlenbergwerke überwunden. Neben den bereits erwähnten staatlichen betriebenen Gruben liefern vor allem die „Consolidierten Suderschen Braunkohlenwerke“ Kohlen. Was Bergrat Abich 1787 als herzoglicher Gutachter als großen Nachteil für die Rübenzuckergewinnung ansah, daß man zu viel Feuerung brauche, erweist sich jetzt als Vorteil. Braunkohlen kann man im Helmstedter Raum billig und in großer Menge haben. So helfen sich Zuckerfabriken und Braunkohlenbergwerke gegenseitig in die Höhe.

Zunächst baute man Zuckerrüben vor allem im Helmstedter Südkreis an, weil dort der Boden dafür am geeignetsten war. Als die Forschungen Justus von Liebig bekanntgeworden waren und der Mineraldünger allgemeine Verbreitung fand, weitete man den Zuckerrübenanbau auf den ganzen Kreis Helmstedt aus.

So entstanden folgende Zuckerfabriken:

1850	Rühland & Co. Königslutter, heute Zuckerfabrik Königslutter AG.	
1850	Kleye & Co., Söllingen	stillgelegt 1957
1851	Jerxheim	stillgelegt 1914
1851	Brandes & Co., Offleben	stillgelegt 1945
1856	Hoiersdorf	stillgelegt 1919
1856	Aktienzuckerfabrik Königslutter	stillgelegt 1929
1857	Trendelbusch	stillgelegt 1926
1864	Müller & Co., Watenstedt	stillgelegt 1975
1870	Zuckerfabrik „Warrenton“, Gebr. Dannenbaum, Helmstedt	stillgelegt 1908
1877	Zuckerfabrik Weferlingen, Provinz Sachsen	
1883	Aktien-Zuckerfabrik Twülpstedt	
1884	Norddeutsche Zuckerraffinerie Frellstedt	
1888	Rübensaftfabrik Grasleben	stillgelegt 1910

Oft wurden Zuckerfabriken in der Nähe der Braunkohlenbergwerke angelegt. So war es bei den Zuckerfabriken Trendelbusch und Offleben. Eine solche Beziehung bestand auch zwischen dem Nordschacht „Prinz Wilhelm“ und Frellstedt. In den Jahren 1873 bis 1883 gingen 65 bis 75 % des gesamten Kohleabsatzes der Braunschweigischen Kohlenbergwerke an Zuckerfabriken.

Eine weitere Förderung erfuhren die Zuckerfabriken durch den Bau der Eisenbahnen. Während man in den meisten Zuckerfabriken anfangs sowohl die Braunkohlen, als auch die

Rüben nur mit Pferdegespannen transportieren konnte, erfolgte nun der Transport schnell und preisgünstig mit der Bahn. Vor allem der Bau der Strecken Wolfenbüttel – Jerxheim (1843), Helmstedt – Schöningen – Jerxheim (1858), Helmstedt – Königslutter–Braunschweig (1872), Helmstedt – Oebisfelde (1896) und Schandelah – Oebisfelde (1902) war für die Zuckerfabriken, aber auch für die sonstige Landwirtschaft und die Gewerbetreibenden unseres Gebietes von großer Wichtigkeit. Förderten die Braunkohlenbergwerke anfangs nur im Saisonbetrieb, führte der starke Kohleabsatz schließlich zur ganzjährigen Arbeit.

Der neue wirtschaftliche Aufstieg, der durch Zuckergewinnung, Braunkohlenförderung und Eisenbahn eintrat, führte zu einem Arbeitskräftemangel im Helmstedter Raum. Seine Folge waren zwei „Völkerwanderungen“ aus dem Osten. Aus Polen wurden landwirtschaftliche Saisonarbeiter und aus Schlesien, z. T. aber ebenfalls aus Polen, Bergleute zu uns geholt. Sie arbeiteten zunächst nur bestimmte Monate und kehrten dann in ihre Heimat zurück. Viele wurden aber schließlich das ganze Jahr beschäftigt und blieben hier.

Da diese Veränderungen im Zeitalter von Karl Marx stattfanden, müssen wir uns fragen, wie es mit der „Ausbeutung der Arbeiter“ bei uns stand. Ein Fabrikarbeiter-Elend, wie es Karl Marx für England schildert, hat es bei uns nicht gegeben. Da der Helmstedter und Wolfenbütteler Raum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Zucker, Kohle und Eisenbahn einen Wirtschaftsaufschwung erlebte, ging es den Leuten relativ gut. Gewiß, die tägliche Arbeitszeit betrug – wie damals allgemein üblich – zehn Stunden. Dennoch kannten die Arbeiter keine solche Not wie in England oder wie die schlesischen Leineweber. Nun muß man natürlich berücksichtigen, daß es sich im Helmstedter Raum fast ausschließlich um landwirtschaftliche Arbeiter handelte. Die meisten bewirtschafteten für sich ein kleines Stück Pachtland für den Eigenbedarf und fütterten zu diesem Zwecke ein Schwein.

In unserer weiteren Umgebung hat es sogar schon Ansätze für eine damals als vorbildlich zu bezeichnende soziale Sicherung der Landarbeiter gegeben. Der Gründer der Helmstedter landwirtschaftlichen Schule und spätere Kammerpräsident Griepenkerl, der mit der Tochter des Oberamtmanns Wahnschaffe verheiratet war, der 1809 Lucklum erworben und zu einem Rittergut gemacht hatte, sorgte dort für seine Kranken und Alten. Er hatte eine Sparkasse für seine Arbeiter eingerichtet, in die die Gutsherrschaft von sich aus die gleichen Beträge einzahlte wie die Arbeiter, was durchaus mit dem heutigen Arbeitgeberanteil zur Krankenversicherung zu vergleichen ist. Diese Beträge sollten nur bei Krankheit und Not oder im Alter in Anspruch genommen werden. Auch die Arztkosten für die Kranken und Alten wurden von der Gutsherrschaft getragen. Man bedenke, daß das 1858, also fast 25 Jahre vor Bismarcks Sozialversicherung war!

Trotz des Rübenanbaus spielte in unserem Wirtschaftsraum damals die Viehhaltung eine große Rolle. Außer Rindern hielten die Domänen und z. T. auch die größeren Bauernhöfe Schafherden, wenngleich die Schafhaltung nach der Separation zurückgegangen war.

Neben Zuckerrüben baute man in unserem Gebiet Gerste, Flachs und Kartoffeln an. Auch Molkereien und Branntweinbrennereien entstanden.

Wie schon erwähnt, hatte der Helmstedter Raum im 19. Jahrhundert nur wenig Industrie. In der Stadt Helmstedt gab es außer den Kohlenbergwerken nur zwei größere Unternehmen: die Hedwigshütte und die Spinnerei Hampe.





Abb. 4 Erich Griepenkerl  
Unsigniertes Ölbild  
(61,5 × 49 cm)

Original: Braunsch. Landes-  
museum

Foto: M. Stenzel-Kendzierski

Die Hedwigshütte war 1863 als Eisenhütte an der Magdeburger Chaussee gegründet worden. Sie beschäftigte 100 Arbeiter. Der Jahresverbrauch wird mit 200 000 Zentner Koks, 20 000 Zentner Steinkohle, 16 000 Tonnen Braunkohle, 350 000 Zentner Erz und 100 000 Zentner Kalk angegeben. Koks und Steinkohlen wurden aus Gelsenkirchen bezogen, Braunkohle lieferte die Helmstedter Grube Anna Alwine Elsbeth, Erz kam aus Rottorf und Marienborn, Kalk aus Ostingersleben und Walbeck. 1870 wurde die Hedwigshütte zur Zuckerfabrik „Warrenton“ Gebrüder Dannenbaum umgebaut. Die Spinnerei Hampe war 1854 vom Knopfmacher Ludwig Hampe gegründet worden und beschäftigte damals 10 männliche und 160 weibliche Arbeitskräfte. Sie hatte sich im Lauf der Zeit zum größten Unternehmen innerhalb des Helmstedter Stadtgebietes entwickelt.

Als Spezialbetriebe aus dieser Zeit sind noch die von Tischlermeister August Krull 1854 gegründete Maschinenfabrik und die Firma Weber und Seeländer (1893) zu nennen, die Maschinen für die Seifenindustrie herstellten.

Einen für damalige Zeit großen Fortschritt bildete die Gründung der Helmstedter Gasanstalt 1869. Das Gas wurde anfangs aus heimischer Braunkohle, später aus Steinkohle hergestellt. Damit verbunden waren nicht nur Anschlüsse für Helmstedter Gewerbetreibende und Haushalte, sondern auch eine Umstellung der Straßenbeleuchtung auf Gas. Die erste Gasanstalt befand sich am Harsleber Tor, in der Nähe der heutigen Ortskrankenkasse.



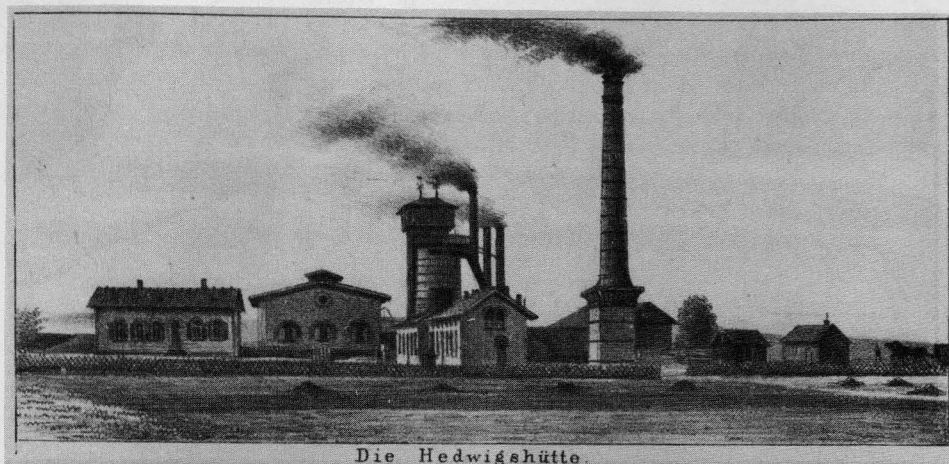


Abb. 5 Die Hedwigshütte in Helmstedt um 1865  
Lithographie von F. G. Müller in Verden

Original: Braunschw. Landesmuseum

Von erheblicher wirtschaftlicher Bedeutung waren in dieser Zeit auch die Ziegeleien. In der Stadt Helmstedt war die damalige Ratsziegelei am Nordertore, die Johann Moritz Friedrich Koch von 1811–1835 besaß, 1854 an den Zimmermeister Christian Prüsse übergegangen. Man produzierte dort mit 8 Arbeitern jährlich 15000 Barrnsteine, Herd-, Ofen- und Keilsteine, 90000 Dachziegel und 350000 Drainageröhren. Unter dem Maurermeister Ernst Hofmeister aus Magdeburg erlebte die Ziegelei einen großen Aufschwung. Es wurden 25 Arbeiter beschäftigt. Der Ziegelei war eine Kalkbrennerei angegliedert.

Das Kloster St. Marienberg besaß ebenfalls eine Ziegelei. Eine für damalige Zeit große Ziegelei betrieb der Ökonom Johann August Koch (Nordertor 10). Er stellte mit 12 bis 15 Arbeitern jährlich 100000 Barrnsteine, 10000 Dachziegel und 300000 Drainageröhren her. Dazu verbrauchte er 1855 800 Zentner Braunkohlen.

1860 erfolgte in Helmstedt die Gründung der Rudolphschen Ziegelei an der Walbecker Straße. Beim Helmstedter Güterbahnhof baute Hermann Depold 1880 ebenfalls eine Ziegelei, die später in den Besitz von Artur Stegemann überging. Als großes Unternehmen wurden 1885 hinter dem Emmerstedter Bahnhof die „Helmstedter Tonwerke Rühne & Co.“ gegründet. Auch in Schöningen, Königslutter, Vorsfelde und einer Reihe von Dörfern gab es Ziegeleien.

Immer wieder fällt in der Produktion der Ziegeleien die hohe Zahl der Drainageröhren auf. Die Begründung dafür ist in dem am 20. Januar 1852 erlassenen Landesgesetz über die Entwässerung der Grundstücke zu suchen. Es ist eines der Folgegesetze der Gemeinheitsteilung.

Zum Aufblühen der Wirtschaft gehört der Handel. Die Situation für diesen Wirtschaftszweig war im Helmstedter Raum im 19. Jahrhundert zunächst recht schwierig. Man war von Landes- und Zollgrenzen umgeben. Das gesamte Gebiet nördlich Mariental war einge-

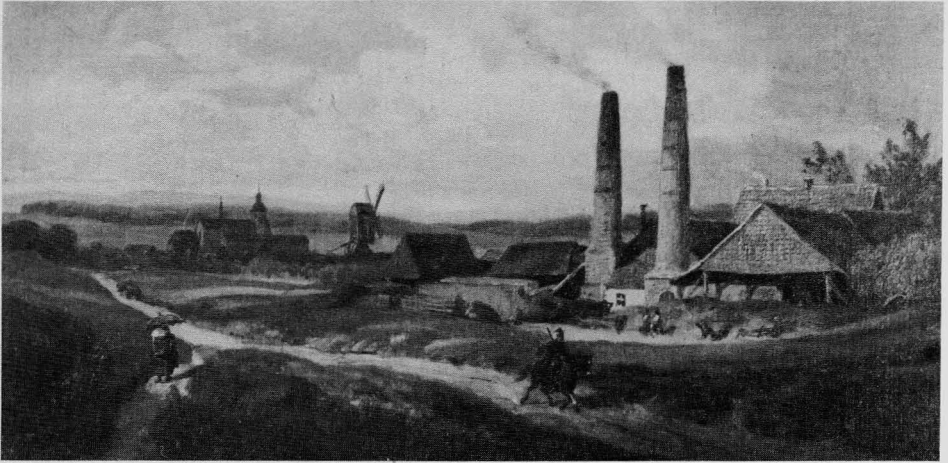


Abb. 6 Ortsrand von Helmstedt mit dem Kloster St. Marienberg und Ziegelei  
Ölbild, signiert L. Tacke 1882

Original: Braunschw. Landesmuseum

zwängt zwischen der hannoverschen Landesgrenze im Westen und der preußischen im Osten. An seiner schmalsten Stelle bei Mariental betrug der Abstand zwischen beiden Grenzen nur wenige Kilometer. Die herzogliche Regierung kannte die Probleme. An wen sollte man sich halten, an Preußen oder an Hannover? Im Hintergrund stand die Frage einer Parteinahme für das mit Hannover verbündete Österreich oder für Preußen. Zunächst bildete das Herzogtum Braunschweig 1828 einen sogenannten Steuerverein mit dem Königreich Hannover und dem Herzogtum Oldenburg. Das erleichterte für unser Gebiet den Handel nach Westen und Norden. Als 1834 der Deutsche Zollverein gegründet wurde, traten Hannover und Braunschweig nicht bei. So blieb der Handel nach Osten erschwert. Erst 1842 erklärte das Herzogtum Braunschweig seinen Beitritt zum Deutschen Zollverein, nachdem es aus dem „hannoverschen Steuerverein“ ausgeschieden war. Das erleichterte den Handel nach Osten, brachte aber Erschwernisse im Westen.

Nur widerstrebend hatte sich der Braunschweiger Herzog unter dem Druck seines Ministeriums durch einen Bündnisvertrag 1866 auf die preußische Seite geschlagen, was ein Ausrücken der braunschweigischen Truppen gegen Österreich zur Folge hatte. Auf diese Weise gelang es ihm, die Existenz seines Herzogtums zu retten. Erst nach dem deutsch-österreichischen Krieg 1866 und der Angliederung Hannovers an Preußen sowie dem Beitritt des Herzogtums Braunschweig zum Norddeutschen Bund 1866 waren diese Schwierigkeiten überwunden.

Der Deutsch-französische Krieg führte schließlich zur Reichsgründung im Jahre 1871. Sie bildet für die Wirtschaft unseres Raumes einen neuen Impuls. Zweimal erhielt der Kreis Gelder aus französischen Kontributionen.

In dieser Zeit entwickelten sich im mittleren und nördlichen Kreisgebiet starke wirtschaftliche Verflechtungen mit dem Gebiet der preußischen Provinz Sachsen zu einem ein-

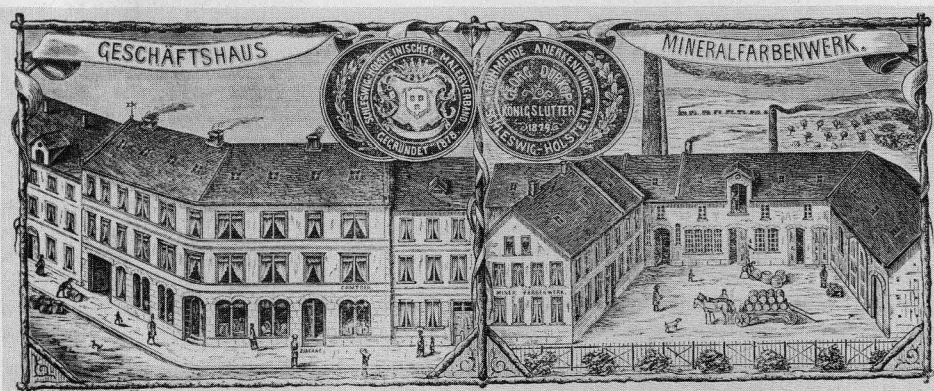
heitlichen Wirtschaftsraum, in dem die preußisch-braunschweigische Landesgrenze gar keine Rolle mehr spielte. Beispiele dafür sind die völlige wirtschaftliche Orientierung des mittleren Kreisgebietes nach dem zur Provinz Sachsen gehörenden Weferlingen. Diese Entwicklung setzte sich im 20. Jahrhundert noch verstärkt fort. Man denke an das Kraftwerk Harbke (1909 bis 1915) und die Überlandzentrale Weferlingen. Wir können uns die Entstehung dieser Bindungen, die nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Grenzziehung abgebrochen wurden, heute gar nicht mehr vorstellen und wissen sehr oft gar nichts mehr davon. Wer weiß heute noch, daß die meisten Grasleber die weiterführenden Schulen in Weferlingen besuchten, daß die Bauern ihre Rüben zur Zuckerfabrik Weferlingen brachten und daß Grasleben bis zum Ende des Krieges Weferlinger Telefonnummern hatte?

Mit der neuen Kreisordnung vom 5. 6. 1871 wird der neue Kreiskommunalverband geschaffen, der bereits Züge der kommunalen Selbstverwaltung trägt.

Wie gemächlich es damals in unseren Behörden zuing, erfahren wir aus folgender Anekdoten, die der Sammlung Diederichs entnommen ist.

#### Die Gerichtsaufsicht

Das Amtsgericht Calvörde war ein sogenanntes einbettiges Gericht, denn es hatte nur einen Richter. In der Herbstzeit kam ein Bauer aus dem Dorf Uthmöden, um sich eine Auskunft zu holen. Da er den Amtsrichter kannte, klopfte er gleich an dessen Dienstzimmer an, aber niemand antwortete. Er klopfte noch einmal, wieder rührte sich nichts. Als auch beim dritten Male kein „Herein“ kam, öff-



## Bergbau und Mineral-Farben-Werk

von

**Georg Dürkop**

in

**Königslutter**

(Herzogthum Braunschweig).

Abb. 7 Mineralfarbenwerk von Georg Dürkop in Königslutter, um 1880  
Links das Geschäftshaus am Markt 16, rechts die Fabrikgebäude an der Fallersleber Straße 29  
Holzstich von Probst in Braunschweig

Original: Braunschw. Landesmuseum





Abb. 8 Calvörde, Ortseingang mit dem Gebäude des ehemaligen Amtsgerichts, 1983

Foto: M. Wiswe

nete er die Tür und stellte fest, daß das Zimmer leer war. Daraufhin ging er zum Zimmer des Inspektors, klopfte an und auch da rührte sich nichts. Beim Hineinsehen stellte er fest, daß auch dieses Zimmer leer war. Da ging er zum Zimmer des Wachtmeisters. Dort klopfte er gar nicht an, sondern öffnete gleich die Tür und mußte auch hier feststellen, daß niemand darin war.

Nachdenklich stand er einen Augenblick unschlüssig da und überlegte, was er tun sollte. Da hörte er im Schöffensaal Geräusche; er ging hin und fand dort einen Mann, der den Ofen reinigte. Auf seine Frage, wo der Amtsrichter sei, antwortete dieser, der sei zur Jagd. Wo denn der Inspektor wäre, fragte der Bauer weiter. Der Wachtmeister schlachte heute und der Inspektor sei bei ihm zum Frühstück. Der Bauer fragte nun weiter, wer er denn sei. Da antwortete der Mann unbefangen, er sei der Gefangene, mache reine und passe auf das Gericht auf.

Auch die Bauwirtschaft erhielt in dieser Zeit neue Impulse. Es wurden Gerichtsgebäude, Schulen, aber auch Privathäuser gebaut (Stil der „Gründerzeit“). Ursachen dieses Aufschwungs waren die bereits erwähnten Milliardenzahlungen der französischen Kriegsschädigung.

Die vielen verschiedenen Geldsorten hatten schon immer den Handel erschwert. Die durch das Reichsmünzgesetz von 1873 geschaffene einheitliche Währung wirkte sich ebenfalls positiv auf unsere Wirtschaft aus.

Mit der Schaffung der Sozialversicherung durch Bismarck 1881/1883 bricht auch für die arbeitende Bevölkerung eine neue Zeit an.

Seinen Abschluß findet die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung in einem einheitlichen Reichsrecht, das mit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches das 20. Jahrhundert einleitet.

*Die Ahorn- und Ulmenarten in der Volkssprache und  
in den Orts- und Flurnamen Ostfalens.  
Ein wortgeographischer Beitrag zur heimischen Pflanzengeographie  
(Schluß)*

Von Werner Flechsig

2. Feldahorn (*Acer campestre*)

Schon im Jahre 1965 habe ich in dieser Zeitschrift einmal kurz darauf hingewiesen, daß es in Ostfalen zwei grundverschiedene mundartliche Bezeichnungen für den Feldahorn gibt, deren in sich geschlossene Verbreitungsgebiete deutlich voneinander abgesetzt sind, nämlich *Wittnäbern* bzw. *Wittäbern* im Osten und in der Mitte auf der einen und *Äpeltörn* (-törn) bzw. *Eppeltörn* (-törn) im Westen auf der anderen Seite. Ich habe damals den Grenzverlauf zwischen beiden Namentypen vom Westrande des Harzes über Bad Gandersheim und Alfeld bis dicht vor Hannover in großen Zügen beschrieben, ohne im einzelnen auf die Verbreitung dieser Namen mit ihren Lautvarianten einzugehen<sup>1</sup>). Das soll jetzt nachgeholt werden.

Für *Wittnäbern* und verwandte Formen fanden sich bei den Umfragen des Braunschweigischen Landesmuseums in den Jahren 1951 und 1964 insgesamt 181 ostfälische Belege. Sie verteilen sich auf die Kreise Halberstadt (2), Helmstedt (13), Gifhorn (1), Braunschweig (17), Wolfenbüttel (42), Goslar (30), Stadt Salzgitter (16), Peine (2), Hildesheim-Marienburg (21), Gandersheim (15), Osterode (1), Alfeld (16), Springe (4), Hannover (1), Schaumburg-Lippe (1), Neustadt a. Rbg. (3) und Burgdorf (1). Dazu kommen noch 3 Belege aus dem Archiv des Deutschen Sprachatlas' in Marburg, nämlich von Beendorf im Kr. Haldensleben (*Wittebern*) sowie von Eschenrode und Weferlingen im ostfälischen Südteil des altmärkischen Kreises Gardelegen. Statt der bei weitem vorherrschenden Form *Wittnäbern* oder *Wittnebern* erschien *Wittäbern* in Schöningen, Kr. Helmstedt, Amleben, Kl. Heere, Hohenassel, Kneitlingen, Ölber und Westeroode, Kr. Wolfenbüttel, Gr. Döhren, Dorstadt und Gielde, Kr. Goslar, Hohenrode, Stadtkr. Salzgitter, Königsdahlum, Söhre und Störy, Kr. Hildesheim-M., Hahausen, Kr. Gandersheim, Almstedt, Eime, Eberholzen, Harbarnsen, Nordstemmen, Petze, Wallenstedt und Westfeld, Kr. Alfeld, Bennigsen, Lüdersen, Mittelrode und Rössing, Kr. Springe, Eilvese und Helstorf, Kr. Neustadt, und Hellendorf, Kr. Burgdorf. Nur jeweils einmal bezeugt sind einige andere verwandte Formen, und zwar *Wittäben* ohne -r- in Nettlingen, Kr. Hildesheim-M., *Näbern* ohne *Witt-* in Zobbenitz, ehemals Kr. Helmstedt, an der oberen Ohre, *Ebern* in Lauterberg, Kr. Osterode, am Südharzrande und *Eäpern* in Betheln, Kr. Alfeld. Nur in Leinde, Kr. Wolfenbüttel, unterschied man zwischen *Wittenäbern* und *Swartenäbern*, ohne zu erklären, auf welche Merkmale der betreffenden Baumart damit angespielt werden sollte. Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß in Badersleben, Kr. Halberstadt, der Baumname *Wittenepern* zwar auch bekannt war, dort aber dem Hartriegel (*Cornus sanguinea*) galt. Eine Verwechslung mit dem Weißdorn (*Crataegus oxyacantha*) liegt wohl vor, wenn der Feldahorn in Dankelsheim und Ellierode,

Kr. Gandersheim, *Wittdörn* bzw. -*dörn* genannt wurde und in Garbsen, Kr. Neustadt, *Wittdörn*.

Die um die Mitte des 20. Jahrhunderts vorherrschende Namensform *Wittnäbern* scheint über eine ältere Form *Wittnäpern* auf eine einfache Grundform *Äper(n)* zurückzugehen, die als Relikt noch bis 1951 im alfeldischen Betheln überlebt hatte. Aber der Zusatz der Farbbezeichnung *Witt(en)* – ‚weiß‘, der entweder wegen des Milchsafte in den Blattstielen und jungen Trieben des Feldahorns oder wegen der rötlich-weißen Farbe seines Holzes gewählt worden zu sein scheint, ist schon im späten Mittelalter nachweisbar und findet sich danach in der niederdeutschen oder in der zu „weiß“ verhochdeutschen Lautform in handschriftlichen und gedruckten Quellen, die den Feldahorn erwähnen. So bieten das Nordharzer Wörterbuch von E. Damköhler für die Blankenburger Gegend am Nordrande des Osthazes 1927 „*wittnäpern*“<sup>(2)</sup>, Fr. Liesenbergs Dissertation über die Mundart von Stiege, Kr. Blankenburg-Ost, im Inneren des Osthazes 1890 „*wißnäoern*“<sup>(3)</sup> und das Wernigeroder Wörterbuch aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts *Wittnepern*<sup>(4)</sup>, J. A. Cramer in seinem 1798 zu Braunschweig gedruckten forstwirtschaftlichen Werk „*die Weißeper*“<sup>(5)</sup>, C. H. v. Sierstorff in seinem 1796 zu Hannover gedruckten forstwirtschaftlichen Werk „*Wittnebere*“ neben „*Weißepern*“ und „*Epern*“<sup>(6)</sup>, J. Chr. Stübner in seinen Denkwürdigkeiten des Fürstentums Blankenburg 1793 „*die Weißeper*“<sup>(7)</sup> und J. Fr. L. Cappel für die Gegend um Helmstedt 1784 ebenfalls „*Weißepern*“<sup>(8)</sup>. In einem handschriftlichen Bericht des Pastors von Fümmlse im Kr. Wolfenbüttel über die dort in den Gehölzen wachsenden Bäume werden 1776 u. a. „*Weißnebern*“ genannt<sup>(9)</sup>, und „*Weißneber*“ findet sich auch in dem „*Dictionarium forestale*“, das von L. Schomburg in Blankenburg am Harz 1705 niedergeschrieben wurde<sup>(9a)</sup>. Ferner verwandte der braunschweigische Hofgärtner J. Royer die Bezeichnung „*Weißnebern*“ in seiner 1651 gedruckten Beschreibung des herzoglichen Lustgartens zu Hessen am Fallstein<sup>(10)</sup>. Der früheste Beleg für „*wytnepern*“, den ich kenne, ist in einer Akte der Kommende Lucklum des Deutschritterordens vom Jahre 1445 enthalten, die sich mit den Gemeinheitsrechten am Evesser Landholz im Westteil des Elms befaßt und mehrere niederdeutsche Holzartennamen aufführt<sup>(11)</sup>.

Der andere mundartliche Name des Feldahorns, der hauptsächlich im südwestlichen Ostfalen verbreitet ist in den Formen *Äpeltörn*, *Eppeltörn* oder *Äpeletn*, ließ sich 1951/64 in 84 Orten nachweisen, und zwar in den Kreisen Hildesheim-M. (Hary, Gr. Ilde), Gandersheim (18), Zellerfeld (2), Osterode (10), Northeim (2), Einbeck (16), Holzminden (20), Hameln (6), Alfeld (12), Springe (2) und Hannover (2) sowie weit östlich der Wortgrenze ganz isoliert und deshalb auch zweifelhaft je einmal im Kr. Braunschweig (Stiddien) und Helmstedt (Eischott im Vorsfelder Werder). Dazu kommt aus dem Archiv des Deutschen Sprachatlas in Marburg noch ein Beleg für *Epeltern* aus Asche im Kr. Northeim. Schon im frühen 20. Jahrhundert hatten Chr. Flesmes *Äpelärn* bzw. *Epeleren* aus Völksen im Kr. Springe<sup>(12)</sup> und H. Deiter *Äpeltärn* aus Hastenbeck im Kr. Hameln<sup>(13)</sup> gebucht, nachdem G. Schambach 1858 in seinem Wörterbuch für Göttingen und Grubenhagen die Formen *eppeltäre* und *eipeltere* aufgeführt hatte<sup>(14)</sup>. Mit allen diesen Namensformen steht das westliche Ostfalen in enger Verbindung zum östlichen Westfalen und zu Nordhessen, wo nach Ausweis des Deutschen Wortatlasses u. a. im niederdeutsch sprechenden kurhessischen Kr. Hofgeismar aus Caldern „*Appelähren*“ gemeldet worden war. Vor dem 19. Jh. nannte der

braunschweigische Forstmann C. H. v. Sierstorff in seinem forstwirtschaftlichen Werk 1796 als Namen des Feldahorns neben „*Wittneberen*“ auch „*Appeldören*“<sup>15</sup>). Auch im westostfälischen Flurnamen schwanken die Lautformen dieses Namens von Ort zu Ort erheblich<sup>16</sup>). So heißt es 1759 bei Bornhausen im Kr. Gandersheim „*Im Apelthern*“, 1760 bei Lütgenade im Kr. Holzminden „*An dem Apeltern*“ und bei Reileifzen im gleichen Kreise „*Auf dem Appelttern*“, aber bei Gr. Freden im Kr. Alfeld 1826 „*Aepelthen*“, und im 19./20. Jh. finden sich bei Seulingen im Kr. Duderstadt „*Im Epeltern*“, bei Sattenhausen im Kr. Göttingen „*Epel-* bzw. „*Aepeltärn*“ und bei Vogelbeck im Kr. Northeim 1930 mundartlich „*Eppeltörn*“. Der früheste Beleg, auf den ich bisher stieß, ist die Form „*Epeldere*“ bei Dankelsheim im Kr. Gandersheim vom Jahre 1329. Die grammatische Form aller dieser Flurbezeichnungen, bei denen der Baumname als Simplex mit Präposition und Artikel in der Einzahl erscheint, deutet darauf hin, daß es sich jedesmal um einen einzeln stehenden Feldahorn handelte, der durch ungewöhnlichen Wuchs die besondere Aufmerksamkeit der Land- oder Forstleute auf sich zog und dazu anregte, das betreffende Gelände nach ihm zu benennen. So wurde zweifellos auch das alleinstehende Gasthaus „*Epeldern*“ zwischen Hettensen und Ellierode im Kr. Northeim nach einem neben ihm stehenden Feldahorn benannt, der weit und breit bei Einheimischen und Fremden als sein Wahrzeichen galt. Umso mehr muß es auffallen, daß im mittleren und östlichen Ostfalen, wo der Feldahorn *Witt(n)äbern* hieß, nirgends ein Flurstück oder Forstort mit diesem Namen belegt wurde. Waren hier die Wachstumsbedingungen für den *Acer campestre* nicht so günstig wie im Westen, so daß es sich nicht lohnte, Exemplare von nur durchschnittlicher Höhe (12–14 m), durchschnittlicher Stammstärke (60–70 cm) und durchschnittlicher Lebenserwartung zwischen 100 und 200 Jahren als auffällige Landschaftsmerkmale durch Flur- und Forstortsnamen zu verewigen? Jedenfalls konnte es der Feldahorn hierzulande nicht mit seinem stattlicheren Verwandten, dem Bergahorn, aufnehmen, der im Freiland eine Höhe von 25 m, eine Stammstärke von 2–3 m und ein Alter bis zu 500 Jahren erreichen konnte und damit in idealer Weise die Voraussetzungen für einen nach ihm zu benennenden Richtpunkt im Gelände bot. Übrigens können wir nicht einmal ganz sicher sein, daß ein Flurname wie *Ap(p)eltern* oder ähnlich in jedem Falle wirklich einen Feldahorn meinte, denn da, wo diese Baumart selten und unscheinbar war, konnte durchaus auch das eine oder andere Mal die Verwechslung mit einer anderen Baumart zu einer falschen Bezeichnung des betreffenden Geländes geführt haben. Bei meiner Umfrage nach dem mundartlichen Namen der Zitterpappel (*Populus tremula*) im Jahre 1953 wurde mir nämlich bezeichnenderweise statt *Aspe* oder *Espe* aus Lüthorst im Kr. Einbeck „*Eppeltärn*“, aus Freden im Kr. Alfeld „*Epeläern*“ und aus Naensen im Kr. Gandersheim „*Eppeltörn*“ angegeben. Vielleicht liegt hier und da ebenfalls eine Verwechslung mit einer anderen Baumart, etwa einem Dornstrauch, zugrunde, wo statt *Äpeltörn* 1951 bzw. 1964 *Näbeldörn* oder *Mäpeldörn* als Name des Feldahorns genannt wurde, wenn es sich nicht einfach um eine volksetymologische Umdeutung der unverständlich gewordenen letzten Silbe -törn bzw. -tärn zu -dörn ‚Dorn‘ und der ersten beiden, ebenfalls mißverstandenen Silben zu *Näwel* ‚Nebel‘ handeln sollte. Vermutlich war hierbei der anlautende Nasal wie auch bei der Form *Mäpeldörn* als sogenannter Sandhi-Anlaut von der Dativ-Endung des vorausgehenden Artikels (z. B. *bī dām . .* oder *bī dān . .*) an den Baumnamen herangezogen worden. *Näbeldörn* bzw. -dörn fand sich 1951/1964 in 17 Orten, die weit verstreut im mittleren und westlichen Ostfalen liegen, nämlich in den Kreisen Helmstedt (Hoitlingen, Jerxheim,



Nordstemke, Querenhorst, Vorsfelde), Gifhorn (Böckelse, Wilsche), Braunschweig (Bevenrode, Gr. Brunsrode, Flechtorf, Thune), Peine (Alvesse), Hildesheim (Bettmar), Gandersheim (Gehrenrode), Holzminden (Bevern), Hameln (Behrensen) und Neustadt a. Rbg. (Laderholz). *Mäpeldörn* ist dagegen bezeugt aus Hedeper und Schlewecke im Kr. Wolfenbüttel, Vienenburg im Kr. Goslar, Horst im Kr. Peine, Sorsum und Wätzum im Kr. Hildesheim, Barrigsen im Kr. Hannover, Bissendorf und Obershagen im Kr. Burgdorf und Basse im Kr. Neustadt, nur *Mäpel* aus Niedernstöcken im gleichen Kreise. Solche merkwürdig entstellte scheinenden Namensformen lassen sich bis ins 17. Jh. zurückverfolgen. So kannte J. H. v. Sierstorff 1796 als Namen des Feldahorns außer „*Wittneberen*“, „*Epern*“ und „*Appeldören*“ auch „*Nebeldorn*“<sup>(17)</sup>. Ferner gab es unter den ostfälischen Flurnamen im 19. Jh. bei Sandlingen im Kr. Celle ein Ackerstück namens „*Nebeldörn*“, 1756 bei Velpke im Kr. Helmstedt ein Flurstück „*Nebeldorn*“ und 1758 bei Dohnsen im Kr. Holzminden „*im Nebelthorn*“. Bei Hattorf im Kr. Gifhorn schwankt die Schreibung des einschlägigen Flurnamens im Laufe der Jahrhunderte auffällig stark: 1575 heißt es dort „*beim Nepeldornenkamp*“, 1579 „*im mepeldornen Kampe*“, 1669 „*uff dem Mepele Dornen Kamp*“ und erst im 19. Jh. „*hinter dem Nebeldornenkamp*“<sup>(18)</sup>:

Faßt man alle ostfälischen Belege für mundartliche Bezeichnungen des Feldahorns aus den Umfragen der Jahre 1951 und 1964 zusammen, so ergibt sich eine Gesamtzahl von 303 Orten, also erheblich mehr als beim Bergahorn. Anteil haben an dieser Zahl die Kreise Halberstadt mit 2 von 6 befragten Orten, Helmstedt mit 19 von 53, Gifhorn mit 3 von 26, Braunschweig mit 22 von 48, Wolfenbüttel mit 44 von 77, Goslar mit 31 von 35, Stadt Salzgitter mit 16 von 21, Peine mit 4 von 38, Hildesheim-M. mit 26 von 69, Gandersheim mit 34 von 55, Zellerfeld und der Restkr. Blankenburg-West mit 2 von 11, Osterode mit 11 von 15, Einbeck mit 16 von 30, Northeim mit 2 von 3, Holzminden mit 21 von 42, Alfeld mit 28 von 39, Hameln mit 6 von 29, Springe mit 6 von 28, Hannover mit 3 von 46, Schaumburg-Lippe und Grafschaft Schaumburg mit 1 von 12, Neustadt a. Rbg. mit 3 von 30, Burgdorf mit 3 von 42 und Celle mit 0 von 28. Es fällt auf, daß der Norden Ostfalens mit den Kreisen Gifhorn, Celle, Peine, Burgdorf, Neustadt und Schaumburg sowie der Nordwesten mit den Kreisen Hannover, Springe und Hameln die wenigsten Funde eines mundartlichen Namens für den Feldahorn erbrachten, während solche Namen in den Kreisen Wolfenbüttel, Goslar, Stadt Salzgitter, Gandersheim, Osterode, Einbeck und Alfeld in jeweils mehr als der Hälfte der befragten Orte anzutreffen waren. Das kann kein Zufall sein, etwa verursacht durch unterschiedlich gute Überlieferung mundartlichen Wortgutes, denn in der Regel zeigt sich altertümlicher plattdeutscher Wortschatz umso fester bewahrt, je weiter man in Ostfalen nach Westen und Norden kommt. Man hätte also gerade in den nordwestlichen und nördlichen Kreisen besonders viele Belege für altheimische Namen des Feldahorns erhalten, wo sie am seltensten überliefert sind. Man kann also aus diesem Befund nur den Schluß ziehen, daß der Feldahorn in jenen Gegenden sehr selten vorkommt und deshalb der Bevölkerung auch namentlich kaum bekannt ist. Eine solche Deutung des Sachverhalts bietet sich natürlich auch für diejenigen Orte im südlichen, mittleren und östlichen Ostfalen an, wo diejenigen mundartlichen Namen des Feldahorns fehlten, die in den Nachbarorten mehr oder weniger reichlich bezeugt waren. Von den insgesamt rund 500 befragten Orten, die keinen der gesuchten mundartlichen Namen anzugeben wußten, hatten die meisten die Frage nach dem Feldahorn überhaupt nicht beantwortet oder „unbekannt“ geschrieben, einige auch ausdrücklich

„kommt hier nicht vor“, „wächst hier nicht“, „hier fremd“ oder etwas Ähnliches vermerkt, so z. B. Kl. Denkte im Kr. Wolfenbüttel, Kästorf im Kr. Helmstedt, Bockelskamp im Kr. Celle, Osterwald u. B. und Poggenhagen im Kr. Neustadt. Aber selbst dort, wo „Ahorn“ oder gar „Feldahorn“ als Name des *Acer campestre* angegeben wurde, fehlt meines Erachtens außer einem mundartlichen Namen des Feldahorns auch der Baum selbst, den man allenfalls aus dem Naturkundeunterricht der Schule oder aus der Fachsprache der Forstleute kennt. Das liegt besonders nahe in den Fällen, wo alle 3 heimischen Ahornarten unterschiedslos so genannt werden. Wer nicht für jede dieser Arten einen eigenen Namen hat, läßt damit erkennen, daß sie ihm nicht von eigenem Augenschein, sondern nur vom Hörensagen bekannt sind.

### 3. Spitzblättriger Ahorn (*Acer platanoides*)

Von den 3 heimischen Ahornarten ist die spitzblättrige, hier kurz Spitzahorn genannt, anscheinend am wenigsten bekannt, wenn es nach der Verbreitung mundartlicher Bezeichnungen für diesen Baum geht. Bei der Umfrage des Braunschweigischen Landesmuseums nach dem Namen des Spitzahorns in den Jahren 1953 und 1964 fanden sich nicht mehr als 77 Belege für die altheimische Namensform *Lenne*, verteilt auf die Kreise Halberstadt (1), Helmstedt (13), Braunschweig (14), Wolfenbüttel (17), Goslar (6), Stadt Salzgitter (2), Peine (1), Hildesheim-Marienburg (6), Gandersheim (6), Zellerfeld (1), Osterode (1), Northeim (1), Einbeck (2), Holzminden (2), Hameln (1), Alfeld (2) und Hannover (1). Überhaupt keine Belege kamen aus den Kreisen Gifhorn, Celle, Burgdorf, Neustadt a. Rbg., Schaumburg-Lippe, Grafschaft Schaumburg und Springe. Einer der Belege ist obendrein nicht ganz zuverlässig, weil der Gewährsmann in Hoitlingen, Kr. Helmstedt, „Linne“ schrieb, was entweder auf einen Schreibfehler oder auf eine Verwechslung mit der Linde zurückzuführen ist.

Anstelle der Namensform mit kurzem Stammsilbenvokal kommt in 38 anderen Orten eine Namensform mit gedehntem und meist darauf gerundetem Stammsilbenvokal vor, nämlich *Lēne* oder *Löne* bzw. Lüne und einmal – in Lengede, Kr. Peine – sogar *Liüne*. Solche gedehnten Formen, meinst *Löne*, bieten die Kreise Helmstedt (4 Orte), Braunschweig (11), Wolfenbüttel (2), Goslar (1), Stadt Salzgitter (4), Peine (2), Hildesheim (2), Gandersheim (2), Blankenburg-West (einmal „Wittlène“ in Braunlage), Osterode (1), Holzminden (2), Hameln (2), Springe (1), Neustadt a. Rbg. (2) und Schaumburg-Lippe (1). Für die Namensform mit gedehntem Vokal fehlen also Belege aus den Kreisen Gifhorn, Celle, Burgdorf, Hannover, Grafschaft Schaumburg, Hameln, Einbeck und Zellerfeld. An älteren Nachweisen für die Form *Lenne* nennt R. Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde 1901 solche aus Bisperode und Wickensen im Kr. Holzminden<sup>19)</sup>. Sowohl *Lenne* wie *Lēne* und *Löne* fehlen aber in Damköhlers Nordharzer Wörterbuch für die Blankenburger Gegend von 1927, in dem von Rosenfeld herausgegebenen Wernigeroder Wörterbuch aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und in Schambachs Wörterbuch für Göttingen und Grubenhagen von 1858. Aber gleichwohl waren *Lenne* und *Lēne* in Ostfalen schon vor dem 19. Jh. durch mehrere Veröffentlichungen bezeugt. In J. A. Cramers Anleitung zum Forstwesen

erscheinen 1798 als Namen des Spitzahorns „*der Leinbaum*“ und „*die Lehne*“<sup>20</sup>), während C. H. v. Sierstorff in seinem forstwirtschaftlichem Werk 2 Jahre zuvor den Spitzahorn „*die Lehne, Lenne, Breitlöbere, Leinbaum*“ genannt hatte<sup>21</sup>). J. Chr. Stübner erwähnte 1793 in seinen Denkwürdigkeiten des Fürstentums Blankenburg ebenfalls „*die Lehne, so die Ehre an Härte und Zähigkeit übertrifft*“<sup>22</sup>), und J. Fr. L. Cappel buchte in seinem Verzeichnis der um Helmstedt wild wachsenden Pflanzen 1784 wie v. Sierstorff ebenfalls „*Lehne*“ und „*Lenne*“ als heimische Bezeichnungen des *Acer campestre*<sup>23</sup>). Noch weiter in die Vergangenheit zurück reichen einige Flurnamen, deren Bestimmungswort auf den Spitzahorn zu weisen scheint. Im 19. Jh. bezeugt sind die *Löhne* bei Salzgitter-Kniestedt, der *Lehnenkamp* bei Wrisbergholzen im Kr. Alfeld und der *Lehnenberg* bei Lehre im Kr. Braunschweig, 1747 eine Lehnwiese und ein *Lehnsteich* bei Hedeper im Kr. Wolfenbüttel 1696 und 1738 *Lehn Morgen* bei Salzgitter-Watenstedt, 1671 ein *Lenenbruch* bei Bornum im Kr. Helmstedt, das 1761 *Löhnenbruch* geschrieben und 1954 mda. *Lönebrauk* gesprochen wurde, sowie als älteste Belege vom nordöstlichen Rande der ostfälischen Sprachlandschaft die *Lene*, 1425 ein Werder bei Barleben im Kr. Wolmirstedt und 1422 die *Lene*, später *Leene* geschrieben bei Rothensee im gleichen Kreise. Es ist übrigens nicht auszuschließen, daß bei dem einen oder anderen zusammengesetzten Flurnamen das Bestimmungswort auf Lehenland statt auf den Spitzahorn hinweist. Unklar bleibt ebenfalls, ob das Flößchens *Lenne*, das im Kr. Holzminden, von Linnenkamp kommend, bei Linse in die Weser mündet, etwas mit dem Spitzahorn zu tun hatte. Sein Name ist zwar schon 1474 in der heutigen Form bezeugt, aber vorher 1033 als *Linde* und *Linne rivus*<sup>24</sup>). Diese beiden letzten Formen sind freilich nicht zuverlässig, da die Urkunde nur in einer Abschrift des 18. Jh.s überliefert und der Lautwandel des alten kurzen i zum kurzen e in geschlossener Silbe für ostfälische Verhältnisse ungewöhnlich ist.

Was nun die Verbreitung des Spitzahorns um die Mitte des 20. Jh.s betrifft, so zeigt es sich, daß nach Abzug der 115 Belege für *Lenne*, *Lēne* und *Löne* (*Lüne*) von den 787 befragten Orten 672 überbleiben, in denen kein mundartlicher Name des Baumes bekannt war. In den meisten dieser Orte wurde die Frage nach dem Spitzahorn gar nicht beantwortet, in einigen aber der hochdeutsch-schriftsprachliche Name „*Ahorn*“ angegeben, wobei kein Unterschied zwischen den 3 heimischen Ahornarten gemacht wurde. Das erlaubt die Vermutung, daß man dort deshalb nicht zu unterscheiden wußte, weil sie nicht vorhanden waren und ihr schriftsprachlich-amtlicher Sammelname nur aus der Schule oder aus der Fachsprache der Holzfachleute übermittelt worden war. Das gilt vor allem für den Norden Ostfalens, wo die Kreise Gifhorn, Celle und Burgdorf bei der Suche nach mundartlichen Bezeichnungen des *Acer platanoides* gänzlich ausfielen, während der Kr. Neustadt a. Rbg. nur 2 Belege von 30 befragten Orten erbrachte, der Kr. Hannover 2 von 46, der Kr. Springe 1 von 28, der Kr. Hameln 3 von 29, der Kr. Holzminden 4 von 42, der Kr. Einbeck 2 von 30 und der Kr. Peine 3 von 38. Schwach vertreten scheint der Spitzahorn aber auch in den Kreisen Hildesheim-M. mit 6 von 42, Gandersheim mit 8 von 55 und Osterode mit 2 von 15, die sich beim Berg- und Feldahorn als bessere Hüter mundartlicher Namen erwiesen hatten. Nur das ostfälische Kerngebiet mit den Kreisen Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel, Goslar und Stadt Salzgitter bot in insgesamt 74 von 234 befragten Orten, also fast in einem Drittel der untersuchten Plätze, zuverlässige Anhaltspunkte dafür, daß der Spitzahorn in unserer engeren Heimat während der letzten Jahrzehnte verhältnismäßig häufig zu finden war.

#### 4. Feldulme (*Ulmus campestris*) und Bergulme (*Ulmus montana*)

Als Richard Andree 1901 in seiner Braunschweiger Volkskunde die Herstellung des Laubkleides für den „Füstjemeier“ zum pfingstlichen Heischegang der Kinder in Ehra, Kr. Gifhorn, beschrieb, erwähnte er „*bastwike*“ als den dortigen Namen der Ulme<sup>25</sup>). Dieses Wort war meines Wissens bis dahin ebenso wenig wie das einfache Grundwort *Wike* in einem niederdeutschen Wörterbuch als mundartliche Bezeichnung der Ulme aufgeführt worden. Es fehlte nicht nur in G. Schambachs Wörterbuch für die Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen von 1858 und in J. Fr. Danneils altmärkischem Wörterbuch von 1859, sondern auch im Mittelniederdeutschen Wörterbuch, und es erschien auch nach Andrees Erwähnung weder in Damköhlers Nordharzer Wörterbuch für die Blankenburger Gegend von 1927 noch in dem von H.-Fr. Rosenfeld 1975 herausgegebenen Wernigeroder Wörterbuch, noch in dem 1964 veröffentlichten Holzlandostfälischen Wörterbuch für die Magdeburger Börde und das magdeburgische Holzland. Vergeblich war auch die Suche nach *Bastwīke* und *Wīke* in den Sammlungen plattdeutscher Wörter von Norsteinke im Kr. Helmstedt, Eilsdorf am Huy im Kr. Oschersleben und Lichtenberg im Kr. Wolfenbüttel, jetzt Stadtkr. Salzgitter, die 1897/98, 1908 bzw. 1910 und 1934/35 im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung erschienen, sowie in den Sammlungen des mundartlichen Wortschatzes von Völksen im Kr. Springe und von Hastenbeck im Kr. Hameln, die in den Hannoverschen Geschichtsblättern 1917ff. bzw. 1919ff. veröffentlicht wurden, schließlich auch in dem von P. Alpers 1941 herausgegebenen Frommeschen Wörterbuch von 1875 für das Kirchspiel Hohenbostel im Deistervorland, in E. Kücks Lüneburger Wörterbuch von 1942ff. und in dem von P. Alpers herausgegebenen, 1955 als Manuskript vervielfältigten Kleinen plattdeutschen Wörterbuch des Landkreises Celle. So schien denn zunächst Andrees „*bastwike*“ eine völlig isolierte, nur in Ehra bekannte Wortbildung unbekannter, vielleicht wendischer Herkunft zu sein. An ein wendisches Relikt zu denken, lag deshalb nahe, weil Ehra wie seine Nachbarschaft im Boldecker Land und im Vorsfelder Werder wendische Flurnamen aufzuweisen hat, denen keine größere Bedeutung für die Mundartforschung beizumessen war. Ich wurde erst eines Besseren belehrt, als mir 1949 von Viktor v. Bülow in Gr. Brunsrode, Kr. Braunschweig, mitgeteilt wurde, daß nach Aussage eines alten Waldarbeiters dort die Flatterulme *Wike* genannt worden sei, bevor sich der amtliche Name „*Ulme*“ eingebürgert habe, und als mir bald darauf der beim Braunschweigischen Landesmuseum beschäftigte Tischler Friedrich Grabau berichtete, daß auch in seinem Heimatdorf Sickte, Kr. Braunschweig, vor dem Westrande des Elms die Ulme als *Wīke* bezeichnet wurde. Nun hielt ich es für lohnend, der Sache weiter nachzugehen, und setzte die Frage nach dem mundartlichen Namen der Ulme 1951 in den 2. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums, der u. a. auch die Fragen nach dem Berg- und Feldahorn und nach der Erle enthielt. Er erbrachte einschließlich einer Nachlese im Jahre 1964 50 weitere Belege für *Wīke* (*Wāīke*, *Wāīke*, *Woīke*) bzw. *Bastwīke* aus den Kreisen Helmstedt (Rühen, Grafhorst, Offleben), Gifhorn (Böckelse, Meinersen), Braunschweig (Fürstenau), Wolfenbüttel (Gr. Biewende, Fümmlse, Gustedt, Leinde, Sehlde, Wartjenstedt), Goslar (Kl. Döhren, Haverlah, Lengde, Liebenburg, Ohrum), Stadt Salzgitter (Barum, Bruchmachtersen, Gebhardshagen, Lebenstedt, Ohlen-dorf), Peine (Adenstedt, Eltze, Kl. Lafferde, Stederdorf, Woltorf), Hildesheim-Marienburg (Werder), Gandersheim (Bornum, Brunsen, Greene, Hahausen, Herrhausen, Mahlum,

Neuwallmoden, Stroitz, Wolfshagen), Einbeck (Dörrigsen, Markoldendorf, Odagsen, Strodthagen), Holzminden (Lenne, Linnenkamp), Hameln (Kl. Hilligsfeld), Springe (Lüdersen), Burgdorf (Katensen, Oegenbostel) und Celle (Wathlingen). Von den Gewährsleuten in Stederdorf, Kr. Peine, und Stroitz, Kr. Gandersheim, war zwar *Weie* bzw. *Wähe* geschrieben worden, was auf eine Verwechslung mit dem ähnlich klingenden Namen des Weidenbaumes hindeutet, doch zweifle ich nicht daran, daß dort ursprünglich wirklich auch *Wäike* gesagt wurde, bevor man bei der Aussprache des alten Ulmennamens unsicher wurde.

Während die Namensform *Wäike* oder ähnlich nicht erkennen läßt, ob damit die Feld- oder die Bergulme gemeint war, kennzeichnet die Form *Bastwäike* mit ihren Lautvarianten zweifellos die Feldulme, da nur diese eine an dicken Bastfaserbündeln reiche Rinde aufweist. Vielleicht hatte dagegen der Gewährsmann in Werlaburgdorf, Kr. Goslar, die Bergulme im Sinn, als er auf die Frage nach der Ulme mit „*Wittlinne*“ antwortete, denn die Bergulme wird hochdeutsch auch Weißulme genannt. *Bastwäike* war übrigens aus Böckelse im Kr. Gifhorn, Mascherode im Kr. Braunschweig, Liebenburg im Kr. Goslar, Salzgitter-Barum, Eltze im Kr. Peine (hier entsteht zu „*Bastwie!*“) und Wathlingen im Kr. Celle gemeldet.

Der jetzt nur noch als Relikt in verhältnismäßig wenigen ostfälischen Orten nachweisbare Ulmennamen *Wäike* scheint mancherorts schon ziemlich früh in Vergessenheit geraten zu sein. Er fehlt sowohl 1798 und 1796 in den forstwirtschaftlichen Werken von Cramer und v. Sierstorff wie 1793 in Stübners Denkwürdigkeiten des Fürstentums Blankenburg und 1784 in Capps Verzeichnis der um Helmstedt wild wachsenden Pflanzen, findet sich aber in einem Artikel über die Ulme, der 1769 in den Gelehrten Beyträgen zu den Braunschweigischen Anzeigen veröffentlicht wurde. Er nennt als Namen des Baumes „*Die Ulme, die Ilme, der Fliegenbaum, Rüster, Rüstebaum, Ypern, Effern, Leinbaum, Wiecken, Bast-Steckwiecken, Wietzen*“, gibt aber leider nicht an, in welchen deutschen Landschaften die einzelnen Bezeichnungen heimisch waren<sup>26</sup>). Auch die mit Wiek(en) zusammengesetzten ostfälischen Flurnamen ermöglichen keinen zuverlässigen Überblick über die frühere Verbreitung des Ulmennamens *Wäike* in Ostfalen, da das Bestimmungswort statt auf die Ulme auch auf den Raubvogel Weihe, mda. *Wäike* und *Wäe*, oder auf eine Bucht, nordisch und altniederdeutsch *wik*, bezogen werden könnte. Überdies sind solche Flurnamen allzu spärlich überliefert und fast ausschließlich auf den Nordrand der ostfälischen Sprachlandschaft beschränkt. Im Kr. Gifhorn gibt es bei Wilsche einen Forstort *Wiekelo* und bei Leiferde einen *Wiekweern*, im Kr. Celle 1664 *In den scharfen Wieken* bei Eversen, Wäike bei Hambühren, mda. *Wiekamp* (aus Wiekkamp?) bei Altencelle, ca. 1380 Wikenberch = Ortsname Wickenberg, vielleicht auch *Wiegenkamp* (entstellt aus *Wickenkamp*?) bei Wohlenrode, ferner, verändert durch Zetazismus des -k- zu -ts- 1438 *to der witzen mole* = Ortsname Wietze, 1769 *Wietzenbruch* bei Westercelle (vorher 1013 *Uuikinabroc*) und 1770 *Wietzenbruch* bei Oldau sowie 1867 *Wietzenborn* bei Müden an der Oerte<sup>27</sup>). Alle diese Fundstellen passen gut zu den Standortbedingungen der Ulmen, die nach Cramers forstwirtschaftlichem Werk von 1798 „in Thälern und an feuchten, fruchtbaren milden Oertern . . . am liebsten wächst<sup>28</sup>). Weit entfernt von den feuchten Auewäldern in der Nähe des Allertales gab es um 1004 zwischen Weser und Ith im späteren Kr. Holzminden eine Landschaftsbezeichnung *Wikane-*

*velde*<sup>29)</sup>, aus der die spätere Domäne Wickensen benannt sein dürfte und die ebenso auf einen Bachnamen Wikana = Ulmenbach zurückweist wie die Wietze im Kr. Celle auf Wikina.

In Anbetracht solcher frühmittelalterlichen Belege für *Wīke* als Ulmenname ist es um so verwunderlicher, daß dieser sich nur an verhältnismäßig wenigen Stellen in Ostfalen bis ins 20. Jh. erhalten hat. Statt seiner war 1951/64 in 727 befragten Orten entweder überhaupt kein Name bekannt, oder in Ermangelung einer mundartlichen Bezeichnung nur eine der hochdeutsch-schriftsprachlichen angegeben, und zwar meist „*Ulme*“, selten *Rüster* bzw. *Ruister* oder *Reuster*. Merkwürdigerweise fehlte ganz die Form *Ilme*, die man als mundartliches Synonym neben *Wīke* allenfalls statt *Ulme* hätte erwarten können. Dieses Wort wurde nämlich nicht nur 1769 in dem schon erwähnten Artikel über die Ulme als einer ihrer Namen genannt<sup>30)</sup>, sondern auch von J. A. Cramer 1798 neben „*Rüster*“ und „*Fliegenbaum*“<sup>31)</sup>, von C. H. v. Sierstorff 1796 neben „*Bastilme*“, „*Ulme*“, „*Fliegenbaum*“, „*Effern*“, „*Leinbaum*“ und „*Rüster*“<sup>32)</sup> und von L. Schomburg in Blankenburg 1705 als „*Ilmen Baum*“ getrennt von „*Rüster Baum*“<sup>33)</sup>. Es erscheint ferner in ostfälischen Flurnamen, wenn auch sehr selten, so als „*der Ilmer*“ im 19. Jahrhundert bei Kl. Bartensleben, Kr. Haldensleben, mit Sandhi-Anlaut als „*am (im) Milmer*“ bei Seehausen, Kr. Wanzleben, und als Name des Fließchens *Ilme*, das aus dem Kr. Einbeck der *Leine* zufließt und 1322–1492 als *Ilmende* bezeugt war, bevor sich seit 1525 die heutige amtliche Namensform durchsetzte<sup>34)</sup>. Aber diese wenigen alten Belege für *Ilme* und *Wīke* sind immerhin noch zuverlässigere Anhaltspunkte für die Verbreitung der Ulme in Ostfalen als die Nennung der schriftsprachlich-amtlichen Namen „*Ulme*“ und „*Rüster*“ in den Mundartfragebogen von 1954/64, denn diese beiden letzteren kommen meines Wissens in älteren ostfälischen Flurbezeichnungen überhaupt nicht vor.

Mir bleibt zum Schluß nur noch übrig, auf die seit dem 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart wiederholt geäußerte Meinung einzugehen, daß unser Waldgebirge *Elm* seinen Namen von *Elme* ‚*Ulme*‘ habe<sup>35)</sup>. *Elme* ist als Bezeichnung der Ulme hierzulande weder in der heutigen Volkssprache noch in der forstbotanischen Fachliteratur Ostfalens aus älterer Zeit bezeugt. Mir ist auch kein ostfälischer Flurname bekannt, der mit *Elm(en)* – als Bestimmungswort und mit einem jener Grundwörter gebildet wäre, die gern mit einem eindeutigen Baumnamen verbunden wurden. Den *Elm* als Ulmenwald zu deuten, geht aber nicht nur aus sprachlichen Gründen nicht an, sondern auch aus sachlichen Gründen. Von der Feldulme sagt L. Klein, sie komme „meist nur eingesprengt oder horstweise, seltener als herrschende Holzart, wie in den Auewäldern der Elbe“ vor<sup>36)</sup>. Auch die Bergulme, die weitaus häufigste deutsche Ulmenart, tritt nach L. Klein „fast nur eingesprengt“ auf<sup>37)</sup>, und selbst die fast ausschließlich auf die Ebenen beschränkte Flatterulme ist, wie derselbe Verfasser bemerkt, „im allgemeinen nirgends häufig“<sup>38)</sup>. Danach erscheint es mir unvorstellbar, daß eine der Ulmenarten jemals auf dem *Elm* flächenbedeckend das Landschaftsbild so sehr hätte bestimmen können, wie es die Voraussetzung für die Benennung des ganzen Waldgebirges nach dieser Baumart gewesen wäre. Im übrigen wäre die Benennung des 990 zuerst mit dem jetzigen Namen bezeugten Elms nach einer einzigen, vorherrschenden Baumart ganz aus dem Rahmen der vormittelalterlichen Namenbildung für Gebirge gefallen, enthält doch keiner der wohl in früh- oder gar vorgermanische Zeit zurückreichenden einstämmigen Gebirgsnamen Ostfalens irgendeinen greifbaren Hinweis auf eine bestimmte Baumart, sei es nun neben dem *Elm* der *Dorm*, die *Asse*, der *Ösel*, der *Hakel*, der *Huy*, der *Harz*, der *Haber*, der

Kühler, der Selter, der Kulf, der Elfas, der Solling, der Vogler, der Hils oder der Ith. Der Elm taugt also weder als Beweis dafür, daß dort früher Ulmen in ungewöhnlicher und daher auffälliger Häufigkeit wuchsen, noch dafür, daß die Ulme hierzulande überhaupt jemals Elme genannt worden sein könnte.

#### Anmerkungen:

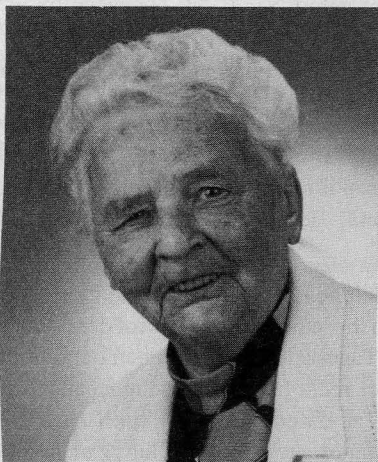
<sup>1)</sup> Werner Flechsig, Das Leine- und Weserbergland als Grenzraum zwischen Ostfalen und Engern (in: Braunschw. Heimat 51, 1965, S. 1ff.); hier S. 3 u. 5. – <sup>2)</sup> Eduard Damköhler, Nordharzer Wörterbuch auf Grund der Cattenstedter Mundart (= Bd. IV der Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes). Wernigerode 1927; hier S. 229. – <sup>3)</sup> Friedrich Liesenberg, Die Stieger Mundart, ein Idiom des Unterharzes. . . Göttinger Dissertation. Halberstadt 1890; hier S. 221. – <sup>4)</sup> Hans-Friedrich Rosenfeld, Wernigeroder Wörterbuch (= Forschungen und Quellen zur Geschichte des Harzgebietes). Neumünster 1975; hier Sp. 166. – <sup>5)</sup> Johann Andreas Cramer, Anleitung zum Forst-Wesen. Neue Auflage Braunschweig 1798; hier S. 71. – <sup>6)</sup> C. H. v. Sierstorff, Über die forstmäßige Erziehung der . . . inländischen Holzarten. Hannover 1796; hier S. 25. – <sup>7)</sup> Johann Christian Stübner, Denkwürdigkeiten des Harzes überhaupt und des Fürstenthums Blankenburg. Bd. II, Halberstadt 1793; hier S. 55. – <sup>8)</sup> Johann Friedrich Ludwig Cappel, Verzeichnis der um Helmstedt wildwachsenden Pflanzen. Dessau 1784; hier S. 171. – <sup>9)</sup> Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel: Landschaftsbibliothek Nr. 1225 (Hasselsche Collectaneen), 28. – <sup>9a)</sup> „Dictionarium forestale“, Handschrift von Oberförster Leopold Schomburg in Blankenburg von 1705. Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: Sign. 3 Blg. 2329 = Nr. 945; hier S. 117. – <sup>10)</sup> Johannes Royer, Beschreibung des großen Fürstlich Braunschweigischen Gartens zu Hessen. Braunschweig 1651; hier S. 56. – <sup>11)</sup> Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel ohne angegebene Signatur nach W. Schubart, Die Entwicklung des Laubwaldes als Wirtschaftswald zwischen Elbe, Saale und Weser (= Heft 14 der Mitteilungen aus der Niedersächsischen Forstverwaltung). Hannover 1966. – <sup>12)</sup> Christian Flesmes, Plattdeutsches Wörterbuch der Kalenberg-Stadt-Hannoverschen Mundart (in: Hannoversche Geschichtsblätter 20, 1917, S. 321ff.; 22, 1919, S. 91ff.; 23, 1920, S. 85ff.); hier 20, 1917, S. 324. – <sup>13)</sup> H. Deiter, Wörterverzeichnis der Mundart von Hastenbeck (in: Hannov. Geschichtsbl. 22, 1919, S. 113ff.; 24, 1921, S. 29ff.); hier 22, 1919 S. 115. – <sup>14)</sup> Georg Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; hier S. 57. – <sup>15)</sup> wie Anm. 6. – <sup>16)</sup> Zeitschr. „Die Spinnstube“ III, 1926, S. 128, 192, 207, 223, 334, 389. – Otto Schütte, Die Flurnamen in den Kreisen Blankenburg, Gandersheim und Holzminden und den Ämtern Calvörde, Harzburg und Thedinghausen (= Beilage zum Jahresbericht des Herzogl. Wilhelm-Gymnasiums zu Braunschweig Ostern 1915); hier S. 5. – <sup>17)</sup> wie Anm. 6. – <sup>18)</sup> Ludwig Lüders, Die Bach-, Flur-, Forst- und Wegenamen des Amtsgerichtsbezirks Fallersleben (in: Unsere Heimat. Beilage zur Aller-Zeitung und Vorsfelder Zeitung 1932, Nr. 227ff.); hier 1934, Nr. 46. – <sup>19)</sup> Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901; hier S. 110 (Stichwort „Nebeldorn“). – <sup>20)</sup> wie Anm. 5; hier S. 27. – <sup>21)</sup> wie Anm. 6; hier S. 23. – <sup>22)</sup> wie Anm. 7; hier S. 49. – <sup>23)</sup> wie Anm. 8; hier S. 171. – <sup>24)</sup> Hermann Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. Hildesheim 1968; hier Nr. 1294 auf S. 371 u. Nr. 1295 auf S. 372. – <sup>25)</sup> wie Anm. 19; hier S. 348. – <sup>26)</sup> Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen 1769, 67–69. Stück; hier Sp. 535. – <sup>27)</sup> alle Belege aus dem Kr. Celle im Celler Flurnamenbuch von P. Alpers u. Fr. Barnscheer, Celle 1952. – <sup>28)</sup> wie Anm. 5; hier S. 23. – <sup>29)</sup> wie Anm. 24; hier Nr. 2306 auf S. 709. – <sup>30)</sup> wie Anm. 26. – <sup>31)</sup> wie Anm. 5; hier S. 24. – <sup>32)</sup> wie Anm. 6; hier S. 24. – <sup>33)</sup> wie Anm. 9a; hier S. 101b u. 123. – <sup>34)</sup> Bernd Ulrich Kettner, Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine (= Bd. 6 der Reihe „Name und Wort, Göttinger Arbeiten zur niederdeutschen Philologie“). Rinteln 1972; hier S. 132. – <sup>35)</sup> u. a. Heinz Röhr, Der Elm. Geschichte einer Landschaft und ihrer Menschen. Verl. Oeding, Braunschweig 1962; hier S. 38. – <sup>36)</sup> Ludwig Klein, Unsere Waldbäume, Sträucher und Zwergholzgewächse. Heidelberg o. J. (1910); hier S. 46. – <sup>37)</sup> wie Anm. 36; hier S. 46. – <sup>38)</sup> wie Anm. 36; hier S. 47.



## AUS DER HEIMATPFLEGE

---

### *Abschiedsgruß an Helene Evers (1892–1983)*



Helene Evers im 85. Lebensjahr

Archivfoto: Braunschw. Landesmuseum

Trotz ihres hohen Alters von niemandem erwartet, verstarb am 10. Mai 1983 das wohl älteste Mitglied des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, die frühere Bühnenleiterin Helene Evers, in ihrem Heim an der Braunschweiger Karlstraße. Noch während eines mehrstündigen Empfanges zu ihrem 90. Geburtstage hatte Frau Evers alle Besucher erstaunen lassen, als sie – wie immer aufgeweckt und fröhlich – die Glückwünsche der zahlreichen Gratulanten entgegennahm und es dabei auch fertigbrachte, ihre Gäste mit einer kurzen, launigen Ansprache zu erfreuen.

Durch ihre jahrzehntelange und erfolgreiche Zusammenarbeit im Landesverein und ihr gemeinsames Bemühen um die Pflege der plattdeutschen Sprache in der Niederdeutschen Bühne Braunschweig fühlten sich Helene Evers und Dr. med. Otto Willke auch menschlich sehr verbunden. Es muß daher alle Heimatfreunde nachdenklich stimmen, daß mit dem Heimgange von Helene Evers die letzte engere Mitarbeiterin Otto Wilkes uns für immer verlassen hat.

Am Heiligen Abend des Jahres 1892 wurde den aus der Schwarzwaldregion stammenden Eheleuten Joseph und Katharina Henze in dem kleinen Bauerndorfe Schellerten bei Hildesheim als elftes Kind das Töchterchen Berta Helene geboren.

Zunächst stand dem jüngsten Familienmitglied eine entbehrungsreiche Kindheit bevor, der Besuch der einklassigen Gemeindeschule um die Jahrhundertwende und der unerwartet frühe Tod des Vaters. Deswegen schien es allen Dörflern sinnvoll, daß man Helene nach dem nahen Hildesheim schickte, wo man sie als handwerklich besonders befähigtes Mädchen den Beruf der Weißnäherin erlernen ließ. Leider war es nach der Lehrzeit nicht möglich, eine Arbeitsstelle in dem angestrebten Beruf zu erhalten.

Infolgedessen ist es verständlich, daß das junge Mädchen sein Elternhaus und den Heimatort verließ, sich – der Not gehorchend – als Hausgehilfin in der Familie des Bahnhofsgastwirts von Rathenow betätigte und sich dort immer recht zufrieden fühlte, zumal ihr der Gastronom schon bald auch die Betreuung seiner drei Kinder anvertraute.

Trotz der ihr zusagenden Beschäftigung kehrte Helene Evers noch vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in die Nähe ihrer Heimat, nach Braunschweig zurück, wo sie anfangs gleichfalls im Gaststättenwesen ihren Lebensunterhalt verdient und im Jahre 1916 den Restaurateur Karl Evers heiratete. – Leider fand die Ehe durch das frühe Hinscheiden des Gatten ein vorzeitiges Ende.

Wieder einmal sah sich Helene Evers von heute auf morgen allein gelassen. Doch wie ein Wink des Schicksals erschien ihr seinerzeit der Aufruf des Braunschweiger Studienrates Wilhelm Börker in den lokalen Tageszeitungen, in denen der schon damals als Historiker, Heimatforscher und Schriftsteller recht bekannte Pädagoge alle Freunde der niederdeutschen, der plattdeutschen Sprache, zu einer Zusammenkunft nach der Breiten Straße 18, in das Hotel l'Angleterre (nacheinander auch Großer Klub, Zur Traube, Englischer Hof, Unions- und Grottrian-Steinweg-Saal genannt) einlud. Der kluge Schulmann vermied es bewußt, in der Suchanzeige auch nur ein Wort von seinen Plänen für die Gründung eines plattdeutschen Laientheaters zu erwähnen.

Darum war es kein Wunder, daß sich im Juni 1925 ein unerwartet großer Interessentenkreis in einem Nebenraum des Hotels versammelte und Wilhelm Börkers geschickt vorgebrachte Planungen einmütig billigte. Der Initiator wußte, was ihm bevorstand: ein Aufbau aus dem Nichts.

Zu seiner Freude liefen die Vorbereitungen für die Bühnenarbeit günstig an. Hierbei darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz e. V. das Unternehmen Wilhelm Börkers und seiner Getreuen jahrelang tatkräftig und finanziell unterstützte und immer wieder über mancherlei Schwierigkeiten großzügig hinweghalf.

Schon im Sommer des Jahres 1925 begann der Vorstand der „Niederdeutschen Volksbühne e. V.“ – wie sie damals hieß – schauspielerisch und sprachlich gewandte Interessenten, aber grundsätzlich Laien, für seine Arbeit zu gewinnen. So gesellte sich eines Nachmittags auch die Mitbegründerin der neuen Bühne, die 32jährige Helene Evers zu den Bewerbern, die ihr Können vor einer Art Prüfungsausschuß zu beweisen hatten.

Die junge Frau beherrschte ihr Lampenfieber mustergültig, war ihrer Sache recht sicher, hoffte aber nicht, schon im ersten Ensemble mitwirken zu dürfen. Als sie ihren Probetext vorgetragen hatte, wartete sie nicht erst das Urteil der gestrengen Prüfer ab, sondern äu-

Berte leichthin, nun hätten die Herren gewiß die Nase von ihr voll. Doch zu ihrer Überraschung entgegnete Wilhelm Börker ruhig, souverän: „Nein! Im Gegenteil! Wir wünschen sehr, daß Sie schon im ersten Stück, mit dem wir an die Öffentlichkeit treten, eine Ihnen allerdings viel Kraft und Einsatz abverlangende Rolle zu übernehmen bereit sind!“ – Dieses treffsichere Urteil sollte Helene Evers' Bühnenschaffen zu einem ersten Erfolg verhelfen.

Am 16. November 1925 stellte sich nach gründlichen Vorproben die Niederdeutsche Volksbühne Braunschweig zum ersten Male im Grottrian-Steinweg-Saal an der Breiten Straße mit einer farbig-lebendigen Szenenfolge aus einer ländlichen Spinnstube und dem bekannten Einakter Heinrich Behnkens „De erste Gast“, weibliche Hauptrolle Helene Evers, der Kritik einer freudig interessierten Öffentlichkeit. Dank des engagierten Einsatzes aller Mitspieler erzielte die junge Bühne einen beachtlichen Anfangserfolg, und auch die sachkundigen Besucher erkannten bereits an diesem Tage, daß vor allem Helene Evers nicht nur über eine vortreffliche, offenbar angeborene schauspielerische Begabung, sondern auch über eine ausgezeichnete Sprechtechnik verfüge. Die Spielerin wecke mit Sicherheit größere Erwartungen, hieß es schon in den ersten Pressekommentaren.

Mit diesem voll geglückten Auftakt sollte eine inzwischen mehr als 67jährige Bühnenarbeit zur Pflege der niederdeutschen Sprache beginnen.

Das Mühlen Wilhelm Börkers (bis 1953), der Einsatz Dr. Karl-Hermann Osterburgs (1938–1944), das Wirken von Helene Evers und ihrer Nachfolger Siegfried Wolter, Hans Gruben, Hans-Günter Hillesheim, Rudolf Müller und Andreas Hartmann als verantwortliche Leiter der Bühne seien hier nur stellvertretend für die große Schar der Spielerinnen und Spieler genannt, die über 47 Jahre in einer ständig wechselnden Übungs- und Vortragsstätte ihrer künstlerischen Aufgabe dienten.

Seit 1925 ging es der Bühne nacheinander im Grottrian-Steinweg-Saal, dann im Hofjäger, im Wilhelmsgarten, im Sächsischen Hof, in der Aula des Wilhelm-Gymnasiums, im Handwerkerheim an der Echternstraße und erst seit 1962 in der Brücke am Steintorwall darum, nicht nur durch leichte Unterhaltungskost Tausende von Besuchern zu begeistern, sondern auch mit anspruchsvolleren und problemereicheren Stücken ein größeres Publikum zu gewinnen.

Anstrengende Gastspielreisen führten die Spielergruppe zwischen Oldenburg und Wismar, von Jever bis Göttingen schon vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf die Schauspielbühnen von mehr als neunzig Ortschaften. Höhepunkte dieser Ausfahrten bleiben zweifellos die Gastspiele in Jever, im Celler Schloßtheater, im hannoverschen Schauspielhaus, in den Kammerspielen des Braunschweiger Residenzschlusses sowie unvergeßlich die Festaufführung im Lessingtheater zu Wolfenbüttel aus Anlaß des 100. Geburtstages von Wilhelm Raabe. Hier sei aber auch erinnert an die gelungene Freilichtaufführung von August Hinrichs' „Wenn de Hahn kreiht“ vor dem eindrucksvollen Hintergrund der alten Fachwerkhäuser am Braunschweiger Spohrplatz im Schatten von Sankt Ägidien.

Der oben skizzierten Zielsetzung hatte sich vor allem Helene Evers verschrieben, die sich nach 1945 uneigennützig darum bemühte, den noch verbliebenen Stamm der früheren Spielergruppe wieder zu gemeinsamer Arbeit zu gewinnen und trotz der Notzeit die Neugründung der Niederdeutschen Bühne nicht länger hinauszuschieben. Dieses einmalige Ver-

dienst einer in bescheidensten Verhältnissen lebenden Frau, die sich nicht scheute, selbst bisher gehütete Teile ihres Hausrats und unersetzliche Erinnerungsstücke zu verkaufen zur dringenden Finanzierung der Bühnenarbeit, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Es ging hier wahrhaft ums Überleben. –

Helene Evers hat diese sich selbst gestellte Aufgabe als alte und neue Leiterin ihrer Bühne glänzend gemeistert. Die Zahl der Vorstellungen seit Bestehen der Bühne muß bald mit einer vierstelligen Zahl angegeben werden. An die einhundert Orte der näheren und weiteren Umgebung erlebten glänzende Gastspiele mit etwa neunzig Bühnenwerken, und Helene Evers konnte schon am 11. April 1948 ihren 500. Auftritt feiern.

Als Beispiele ihres schauspielerischen Schaffens seien hier nur wenige ihrer Rollen oder die Regiearbeit genannt in den Bühnenstücken Hans Ehrkes „Ose von Sylt“, Ivo Braaks „Drievsand“, Hermann Boßdorfs „Bahnmeister Dood“, Hans Balzers „Voß gegen Voß“ und August Hinrichs' „Swienskomödie“.

Hinter dieser knappen Zusammenfassung mit ihren nüchternen Zahlen verbirgt sich eine Riesensumme von Stunden freiwilliger Zusatzarbeit und eines immer wieder bewunderten Idealismus, ein Lob, das allen Angehörigen der Niederdeutschen Bühne zukommt. Aus diesem Grunde hat Frau Evers stets von neuem betont, daß ihr das am 24. Dezember 1954 vom Bundespräsidenten verliehene Bundesverdienstkreuz sowie der ihr am 15. Mai 1968 zuerkannte Niedersächsische Verdienstorden 1. Klasse gleichzeitig als Auszeichnung für alle Mitglieder der Niederdeutschen Bühne und ihrer vorbildlichen plattdeutschen Kulturarbeit anzusehen seien.

Im Jahre 1967 mußte Helene Evers ihre Funktionen als Bühnenleiterin, Regisseurin und Spielerin aus Gesundheits- und Altersgründen niederlegen und ihre Hauptarbeit dem langjährigen Mitgliede Siegfried Wolter übergeben. Ihre letzte Rolle als „ole Fru von't Slott“ in dem Spiel „De diamanten Brosch“ von Jan Fabrizius bewies noch einmal ihre über Jahrzehnte gefeierte Begabung und ihre Fähigkeit, sich auch in einer Glanzrolle stets für die Gesamtleistung des Ensembles verpflichtet zu sehen.

Inzwischen waren fünfzehn Jahre dahingeeilt, eine Zeit, in der die Verbindung zu der geliebten Bühne nie abriß. Bis in die letzten Wochen wurde der Rat der hochbetagten, früheren Bühnenleiterin nicht überhört, und bei den Erstaufführungen saß Helene Evers stets unter den dankbaren Besuchern.

Sie wußte die Gnade zu schätzen, auch als 90jährige in erstaunlicher geistiger Frische nicht nur die Entwicklung „ihrer“ Bühne, sondern gleichfalls das große Welttheater ringsum objektiv-kritisch miterleben und auch beurteilen zu können. – Wann immer Helene Evers irgendwie helfen oder einem guten Menschen eine Freude bereiten konnte, nutzte sie bis zu ihrem letzten Lebenstage hierfür jede nur mögliche Gelegenheit. So war es kein Wunder, daß ihr am 16. Mai 1983 eine große Trauergemeinde auf dem Braunschweiger Hauptfriedhof die letzte Ehre erwies.

Heinz Eichhorn

Lit.: Wolfenbütteler Zeitung, 197. Jg., Nr. 6 vom 8. Jan. 1983

*Ansprache anlässlich der Ernennung von Dr. Wilhelm Bornstedt  
zum Ehrenheimatpfleger der Stadt Braunschweig am 11. Oktober 1983*

Von Oberbürgermeister Hartmut Scupin



Verleihung der Würde eines Ehrenheimatpflegers für die Stadt Braunschweig an Dr. Wilhelm Bornstedt  
durch Oberbürgermeister Hartmut Scupin

Foto: G. Rothe, Städt. Bilddienst Braunschweig

Sehr verehrter Herr Dr. Bornstedt!  
Meine Damen und Herren!

„Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen. Man muß sie ehren.“, schrieb einmal Friedrich von Schiller, Sie, lieber Herr Dr. Bornstedt, haben dies getan, und es ist Ihnen darüber hinaus gelungen, unzählbar vielen Menschen Interesse und Freude an der Geschichte und Kultur ihrer Heimat zu vermitteln.

Seit 1974 waren Sie für die Stadt Braunschweig als Stadtheimatpfleger tätig. Sie haben aus Altersgründen dieses Amt zur Verfügung gestellt, und wir möchten heute in dieser kleinen Feierstunde zum Ausdruck bringen, daß die Verbundenheit der Stadt mit Ihnen von besonderer Art ist.

Wegen Ihrer besonderen Verdienste und Ihres Engagements um die Heimatpflege unserer Stadt Braunschweig und des gesamten Braunschweiger Landes möchten wir nicht einen hervorragenden Stadtheimatpfleger verlieren, ohne einen hervorragenden Ehrenstadtheimatpfleger gewonnen zu haben.

Der Rat der Stadt Braunschweig hat beschlossen, Ihnen diese Ehrenbezeichnung zu verleihen, um damit Ihr Lebenswerk zu würdigen.

Als „waschechter“, hier geborener Braunschweiger sind Sie der Stadt Heinrichs des Löwen stets treu geblieben. Bereits als Schüler haben Sie die Braunschweigische Geschichte studiert. An den Universitäten von Marburg, Frankfurt a. Main und hauptsächlich in Hamburg studierten Sie Geographie, Geologie und Völkerkunde und erwarben sich dort die wissenschaftlichen Grundlagen für Ihre späteren Forschungen. Ihre Dissertation, die Sie bereits im Alter von 25 Jahren abfaßten, war Ihre erste wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Landschaftsraum des nördlichen Harzvorlandes zwischen Radau und Innerste, dem Landstrich, dem sie aus innerer Verbundenheit eine schier unüberschaubare Zahl weiterer wissenschaftlicher Forschungen widmeten. Ihre Bücher und Chroniken beschreiben nicht nur die Geschichte von Stadt und Land Braunschweig, sondern sind selbst ein Teil von ihr geworden. Wie beliebt Ihre volksnahen und gut verständlichen Schriften sind, ist darin belegt, wie schnell sie stets ausverkauft waren. Wissenschaftlich einwandfrei und interessant zu lesen, haben gerade die Chroniken dazu beigetragen, das Zusammengehörigkeitsgefühl zu einer historisch gewachsenen Gemeinschaft zu stärken.

Sie haben einmal geschrieben, daß dieses Gefühl sich auch dem neu Hinzugezogenen schnell mitteilt. „Diese Gemeinschaft verhindert auch das Untergehen in eine farblose und geschichtslose Anonymität, die die Bürgerferne unterstützt. Die meisten Menschen fühlen sich in einem Wohnort erst wohl, wenn sie erkennen, daß ihre Landschaft auch eine Geschichte gehabt hat! (z. B. „Heidelberg“, und auch die Weststadt hat eine Geschichte, man muß sie nur ausgraben!)“.

In den meisten dieser Bücher steckt eine jahrelange Forschungstätigkeit, die Sie neben Ihrem Beruf als Lehrer an der Braunschweiger Lessingschule und später am Gymnasium Kleine Burg in Ihrer Freizeit geleistet haben.

Seit Jahrzehnten ist Ihr Sachverstand nicht nur bei Fachleuten anerkannt und geschätzt und es hat sich früh herumgesprochen, wie sehr Sie auch andere begeistern können, sich für die Heimatpflege, den Denkmalschutz und die Erforschung der Geschichte einzusetzen.

Sicher war dies auch der Grund, weshalb Sie 1964 zum Kreisbeauftragten für Denkmalpflege und Kreisgeschichte durch den Landkreis Braunschweig berufen wurden.

Ihre Fähigkeit zu Zusammenarbeit und Organisation, gekoppelt mit einem Fachwissen, das man im Braunschweiger Raum gewiß nur selten findet, ist nach 1974, nach der Auflösung des Landkreises Braunschweig, der Stadt Braunschweig zugute gekommen.

Damals wollten Sie Ihr Ehrenamt bereits niederlegen, doch das neue Aufgabengebiet, das Ihnen die Stadt Braunschweig mit dem Ehrenamt des Stadtheimatspflegers angeboten hat, hat Sie so gereizt, daß Sie zusagten.

Ihrer Arbeit verdanken wir die Organisation der Heimatpfleger, deren Aufgabe es ist, die kulturellen und geschichtlichen Belange zu pflegen. Durch Ihr maßgebliches Engagement, sehr geehrter Herr Dr. Bornstedt, ist hier ein effektiver Arbeitskreis vorhanden, der zu einem wirksamen Instrument wurde, wenn es darum ging, auf die alten, noch erhaltenen Ortskerne zu achten, mit den Eingessenen und der Denkmalpflege zusammenarbeiten,



um Bauwerke zu schützen und die Kulturgeschichte der alten Dörfer nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Der Stadtheimatspfleger und die Heimatpfleger sind heute zu einem unverzichtbaren Diskussionspartner geworden, sowohl für die Bevölkerung als auch für die politischen und behördlichen Instanzen. Mit Ihrer Arbeit tragen Sie dazu bei, dieser Stadt ihren in Jahrhunderten gewachsenen eigenen Charakter zu bewahren, der die Unverwechselbarkeit der Heimat und Identifikation ihrer Bewohner mit ihr ausmacht.

Viele Menschen haben nach der Lektüre der Ortschroniken einen ganz anderen persönlichen Bezug zu ihrer näheren Umgebung gewonnen. Dies und auch konkrete Vorschläge des Stadtheimatspflegers und der Heimatpfleger zum Erhalt schützenswerter Bauwerke haben gewiß schon dazu beigetragen, daß manches schöne, wenn auch nicht denkmalgeschützte Haus, auch Ställe oder Scheunen, nicht der Spitzhacke zum Opfer gefallen sind.

Ich glaube, man kann zu der Arbeit der Heimatpfleger unter der Leitung des Stadtheimatspflegers sagen, daß hier vieles getan wurde, um das alte Ortsbild der Dörfer möglichst zu erhalten, ohne daß dies gleich auf behördlichem Weg geschehen mußte.

Sie, Herr Dr. Bornstedt, haben Ihre Erfahrungen und Erkenntnisse in den von Ihnen geleiteten Sitzungen der Heimatpfleger weitergegeben und Interessierte für diese Arbeit gewonnen. Sie haben aus einem Ehrenamt eine Berufung gemacht und diese in Ihrer Freizeit mit Engagement ausgefüllt. Die Begriffe der Heimatpflege und der Stadtgeschichtsforschung sind mit Ihrem Namen untrennbar verbunden, und wir möchten dies mit der heutigen Ernennung zum Ehrenstadtheimatspfleger bekräftigen.

Wir bedanken uns herzlich bei Ihnen, sehr geehrter Herr Dr. Bornstedt, für die vielen unverzichtbaren Dokumentationen über die Geschichte unserer Stadt, die vergangenen und erhaltenen Kulturdenkmale und die Gebräuche und den Humor des hiesigen Menschen. Wir bedanken uns bei Ihnen für die hervorragende Arbeit als Stadtheimatspfleger, und ich darf Ihnen nun, sehr geehrter Ehrenstadtheimatspfleger Dr. Bornstedt, die Verleihungsurkunde überreichen.

## *Neues heimatliches Schrifttum*

Moderne Braunschweigische Geschichte. Hrsg. von Werner Pöls und Klaus Erich Pollmann. Hildesheim-Zürich-New York: G. Olms 1982. 306 S., m. Schwarzweißabb., 1 Übersichtskarte. – Kart.

Anlaß für die Veröffentlichung war, daß vor 150 Jahren – also 1832 – das damalige Herzogtum Braunschweig mit der neuen Landschaftsordnung seine erste moderne Verfassung erhielt und damit „in den Kreis moderner Verfassungsstaaten eingetreten ist“. Der Band bietet indes keineswegs, wie der Titel vermuten läßt, einen geschlossenen Abriss der braunschweigischen Geschichte seit je-

nem Zeitpunkt, sondern 13 Beiträge sehr unterschiedlicher Qualität, die sich mit Einzelaspekten befassen. Im Anschluß an die Einleitung von W. Pöls erörtert K. E. Pollmann die Entstehung der Landschaftsordnung, ihre Merkmale und ihre Bewährung. Der zweite Beitrag (W. Thiele) widmet sich speziell der Definition der Grundrechte in dem braunschweigischen Verfassungswerke und ordnet dieses in die allgemeine Entwicklung ein. Es folgen elf Aufsätze zur Entwicklung verschiedener Bereiche des wirtschaftlichen und sozialen Lebens (Bauernbefreiung, Volkstümliche Gerechtigkeitsvorstellungen und Kriminalrecht, Eduard Vieweg (als Unternehmerpersönlich-



keit), Medizinalwesen, Situation der Frauen, Industriearbeiterschaft und Organisation, Verhältnis von Staat und Wirtschaft 1896–1930, Von der sozialistischen Räterepublik zum Freistaat, Hochschule und Politik 1918–1933 sowie Hochschule und Politik am Ende der Weimarer Republik und Nationalsozialismus und Arbeiterbewegung 1930–1935). Es wäre erwünscht gewesen, daß einzelne Themen den gesamten Zeitraum umgriffen hätten. Auch vermißt man manche Themenbereiche, so etwa die Entwicklung der Volksbildung und des kirchlichen Lebens.

In einer wissenschaftlichen Untersuchung sollte es heutzutage selbstverständlich sein, Einzelnachweise der jeweils benutzten Quellen in Anmerkungen anzugeben. Bedauerlicherweise verzichten G. Schildt und A. Gerbert im Gegensatz zu den übrigen Autoren darauf und erschweren dadurch die Überprüfbarkeit ihrer Ergebnisse außerordentlich. A. Gerberts Begründung für den Verzicht auf Einzelnachweise, daß „es sich dabei überwiegend um unveröffentlichtes Quellenmaterial, Spezialabhandlungen oder Zeitschriften handelt“, ist ebenso unbefriedigend wie ihre Äußerung, daß die Belege in der Dissertation der Verfasserin angeführt werden. Im Hinblick auf G. Schildts Untersuchung hätte Rez. besonders gern die Quellen überprüft, da seine Ausführungen in manchem einseitig oder doch mißverständlich erscheinen, zumal die den ländlichen Verhältnissen im 19. Jh. zugrundeliegende jahrhundertelange Entwicklung weitgehend ausgeklammert ist. Wenn z. B. die unterschiedlichen Dienstleistungen der Vertreter der einzelnen Höfeklassen angeführt werden, so hätte ein Hinweis auf den unterschiedlichen Besitzumfang nicht unterbleiben dürfen, der die Grundlage dafür bildete.

Die Bindungen der Bauern untereinander waren zweifellos bei weitem nicht überall als „drückend“ empfunden worden und werden von Schildt viel zu negativ beurteilt: Die gemeinsame Nutzung des Waldes und vor allem der Gemeindeweiden brachte einen deutlichen Nutzen, indem beispielsweise für die gesamte Viehherde des Dorfes nur ein Hirt oder aber für jede Viehart ein solcher angestellt war. Bei individueller Nutzung hätte jeder Hof für die geringe Anzahl von Vieh einen solchen stellen (und auch finanzieren) müssen. Die Beweidung des nicht bebauten Ackerlandes durch Schafe wurde weniger als Zwang empfunden, denn als Recht gefordert und dem Schäfer zusätzlich bezahlt, da der Schafdünger vor allgemeiner

Ausbreitung des künstlichen Düngers als wertvolles Mittel zur Ertragssteigerung angesehen wurde. Soweit die Beispiele.

MWi

H. D. Gleichmann: Die Kleinbahn Osterode–Kreiensen. Clausthal-Zellerfeld: Ed. Pieper 1983. 72 S. m. zahlreichen Schwarzweiß- u. 3 Farbbabb. – Kart.

Von 1901 bis 1967 waren Kreiensen und Osterode durch eine unmittelbar danach aufgelassene Schmalspurbahn miteinander verbunden. Diese diente sowohl dem Personen- wie dem Güterverkehr, und sie hat wesentlich zur Erschließung dieses Teiles des nördlichen Harzvorlandes beigetragen. H. D. Gleichmann hat die nur kurze Geschichte dieser Kleinbahn, die als typisch zu gelten hat, intensiv erforscht. Dem entspricht die vorgelegte umfassende Darstellung, beginnend mit der Entstehungsgeschichte und der Bauausführung. Betriebsverhältnisse und Fahrzeugpark werden erläutert, die Triebfahrzeug- und Waggontypen darüber hinaus in Fotos und Konstruktionszeichnungen vorgestellt. Auch die Beförderungsleistungen im Wandel der Zeit sind untersucht. Den streng sachlich informierenden Kapiteln stellt der Autor einige andere gegenüber, in denen er seine z. T. in die Kindheit zurückreichenden Eindrücke vom Kleinbahnbetrieb schildert. So wird der Zeitgeist trefflich illustriert. Leider entspricht die Wiedergabe der Fotos nicht den gegenwärtigen Möglichkeiten der Drucktechnik.

MW

Dietrich Mack: Drei Patrizierhäuser in Braunschweigs Görtelingerstraße – ihre Inschriften im Wandel von drei Jahrhunderten. Arbeitsberichte aus dem Städtischen Museum Braunschweig. 40. Braunschweig: Städtisches Museum 1982. 22 S., 5 Schwarzweißabb. – Kart.

Mit der ihm eigenen Akribie und Liebe zum Detail hat der Verfasser – seit langem mit der Aufarbeitung, der frühen Braunschweiger Inschriften befaßt – hier diejenigen der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Häuser Görtelingerstraße 41–43 sachkundig aufbereitet.

Er möchte damit exemplarisch „Alt-Braunschweig sichtbar machen“ und gleichzeitig „zeitgeschichtliche Bilder“ aus der einst größten Stadt Niedersachsens entwerfen. Nach kurzen baugeschichtlichen Erörterungen und Mitteilungen zum

sozialen Status der Eigentümer werden die teils lateinisch, teils deutsch gehaltenen Inschriften (die älteste von 1482) im Rahmen der zeitgenössischen religiös-geistigen Auffassungen interpretiert. Besonders reich an Inschriften war das Haus Görde-lingerstraße 42. Alle am Hauptbau angebracht, kennzeichnen sie den Bauherren nicht nur als religiös gebundenen Menschen, sondern auch als Persönlichkeit, die auf der Höhe der humanistischen Bildung der Zeit steht. Nur schade, daß die unmittelbar vor Zerstörung der Bauten hergestellten Fotos, die sich jetzt im Archiv des Instituts für Denkmalpflege in Hannover befinden, nicht zur Bebilderung des Heftes verwandt worden sind.

MWi

Ulrich Roshop: Gifhorn. Das Werden und Wachsen einer Stadt. Gifhorn: Liss. 1982. 192 S., zahlreiche Schwarzweißabb. – Lw.

Der verdienstvolle Chronist Gifhorns, Schulrat i. R. Dr. Ulrich Roshop, hat im letzten Jahrzehnt die Kenntnis der historischen Entwicklung der kleinen Heidestadt durch zahlreiche Detailforschungen erhellt. Der Öffentlichkeit vorgelegt hat Roshop seine Forschungsergebnisse überwiegend in kurzen Zeitungsartikeln. Dankenswerterweise hat es nun die Stadt Gifhorn ermöglicht, diese in einem Sammelband im Druck vorzulegen und so leicht zugänglich zu halten. Der Band enthält 60 kurze Kapitel. Zunächst werden die naturräumliche Ausstattung des Gifhorer Raumes, die Frühzeit des Ortes und die wirtschaftliche Entwicklung im Wandel der Zeit abgehandelt. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit der Deutung des Ortsnamens, mit der stadtrechtlichen Stellung Gifhorns und seiner Bedeutung als Residenzstadt. Der zweite Hauptteil des Bandes zeichnet in Einzeldarstellungen die Entstehung, Anlage und bauliche Entwicklung der einzelnen Straßenzüge der Kernstadt nach und berichtet Interessantes über die Anwohner. Erfreulicherweise werden in dem Zusammenhang auch mündliche Überlieferungen festgehalten. Übersichten über die Einwohnerzahlen, Listen der Bürgermeister und Stadtdirektoren, der Schloßhauptleute und Amtsmänner, der Landräte und Oberkreisdirektoren, der Superintendenten, aber auch der Schützenkönige runden den Band ab. Bereichert wird dieser durch die Wiedergabe alter Stadtpläne bzw. Reproduktionen daraus, aber auch durch Abbildung alter Fotos. Freilich hätte man sich da eine etwas bessere Druckqualität gewünscht.

Bleibt zu hoffen, daß der Autor auch in den nächsten Jahren so produktiv bleibt wie bisher. Insbesondere wünschte man sich aus seiner Feder ein Häuserbuch von Gifhorn, so wie es kürzlich für Helmstedt und für Bad Gandersheim erschienen ist.

MWi

Häuserchronik von Bad Gandersheim. Bearb. von Kurt Kronenberg. = Veröffentlichungen der Hist. Kommission für Niedersachsen und Bremen XXXIV, 10. Hildesheim: A. Lax 1983. 562 S. mit Skizzen der Straßenzüge im Text. – Kart.

Häuserbücher – wie das hier vorgelegte – machen stadtgeschichtlichen Forschungen verschiedenster Art sowie genealogischen Untersuchungen ein oft sehr verstreutes archivalisches Material leicht und in übersichtlicher Form zugänglich. Üblicherweise werden in derartigen Arbeiten die Hausbesitzer in chronologischer Abfolge – soweit feststellbar mit ihren Berufen und Nennung ihrer Ehefrauen – aufgeführt, aber auch die mit den Grundstücken verbundenen besonderen Rechte (z. B. Braurecht) und Pflichten sowie sonstige Besonderheiten. Ergänzend dazu erscheinen Angaben über das Baujahr bzw. das Alter der Gebäude, über Vorgängerbauten und über ev. Bauinschriften. All' diese Punkte hat Kirchenrat i. R. Dr. Kurt Kronenberg, der Bearbeiter des Gandersheimer Häuserbuches, in Rücksicht gezogen und in jahrelanger mühseliger Kleinarbeit so ein umfangreiches Material zusammengetragen. Angeordnet ist dieses nach der Abfolge der Häuser in den Schoß-, also den Steuerregistern der Stadt. Behandelt ist verständlicherweise nur der alte Stadtkern, ohne daß die Abgrenzung dem Außenstehenden völlig eingängig wird.

Straßenskizzen ermöglichen die Zuordnung der einzelnen Grundstücke aufgrund der Nummern in der 1753 gegründeten Landes-Brandversicherungsanstalt (Nr. ass.), die sich seitdem in nur wenigen Fällen geändert haben. Ein Personenregister dient der Erschließung des Materials. Bedauerlicherweise fehlen aber ein Sach- und ein Berufsregister sowie ein alphabetisches Straßen- und Flurnamenverzeichnis und merkwürdigerweise auch ein Inhaltsverzeichnis. Auch hätte man sich die einführenden Erläuterungen etwas umfangreicher gewünscht. Das hätte Umfang und Preis des Werkes nur geringfügig erhöht, seine

Benutzbarkeit aber wesentlich erleichtert. Auch wäre die Beigabe eines Stadtplanes erwünscht gewesen.

Es bleibt zu hoffen, daß die nicht hoch genug einzuschätzende Arbeitsleistung des Bearbeiters sich in vielfältiger Benutzung des Bandes auszahlt.

MWi

Rudolf Kleinert: St. Stephani-Kirche zu Helmstedt. Mit zwei Beiträgen von Wilhelm Schrader (†): Die Grabkapelle auf dem St. Stephani-Kirchhof. Das Beguinenhaus St. Stephani. Helmstedt: Kirchenvorstand von St. Stephani 1982. 60 S., 27 Abb., davon 4 farbige. – Geheftet.

Der Autor, der der St. Stephanigemeinde fast drei Jahrzehnte als Seelsorger gedient hat und zweifellos der profundeste Kenner der Helmstedter Kirchen ist, würdigt in dieser Schrift das „Gotteshaus“ als „das Stein gewordene Glaubensbekenntnis der Vergangenheit“. So umfaßt der Inhalt über die kunsthistorischen Informationen hinaus eine kleine Frömmigkeitsgeschichte von der Frühzeit des Mittelalters bis in die Gegenwart. Die reiche Ausstattung der Kirche bietet insbesondere in der Hinsicht ein beredtes Anschauungsmaterial beginnend mit dem romanischen Sandsteinrelief des Kirchenpatrons St. Stephanus. Am 15. Oktober 1576 fand in einem festlichen Eröffnungsgottesdienst in St. Stephani die offizielle Gründung der Universität Helmstedt statt, mit der unsere Kirche in der Folge eng verbunden blieb. Dem verdankt St. Stephani wesentliche Ausstattungsstücke, die Kleinert als Zeugnisse evangelischer Frömmigkeit würdigt. – Die beiden Aufsätze von Wilhelm Schrader und ein Literaturverzeichnis ergänzen die Schrift.

MWi

Hermann Kleinau (†) bearb.: Findbuch zum Bestand Briefe des 16.–20. Jahrhunderts (298 N). Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Wolfenbüttel. H. 3. Veröffentlichungen der Nds. Archivverwaltung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1983. 2 Bde. 380 und 360 S. – Brosch.

Als letzte große archivalische Arbeit hat Hermann Kleinau, der 1978 im Alter von 76 Jahren verstorbene ehemalige Direktor des Staatsarchivs Wolfenbüttel, 1975 ein Findbuch vollendet, das einen umfangreichen Bestand an Briefen dieses Archivs erschließt, die zuvor in verschiedenen Be-

ständen untergebracht waren. Band 1 verzeichnet die zumeist nach Empfängern geordneten Korrespondenzen, die überwiegend bisher von der Forschung nicht beachtet worden sind. Darin dokumentiert sich ein erstaunlicher Reichtum, der nicht zuletzt dem langjährigen früheren Archivdirektor Paul Zimmermann zu danken ist. Die Korrespondenten waren entweder im Land Braunschweig ansässig oder standen dazu in irgendeiner Beziehung. Man findet darunter neben Fürsten und Staatsmännern bedeutende Gelehrte und Künstler, aber auch namenlose Zeitgenossen. Die Zahl der Briefschreiber ist so groß, daß eine Einzelaufzählung auch nur der bedeutenderen darunter sich verbietet.

Verwiesen sei lediglich hier auf den umfangreichen Briefwechsel des Theaterdirektors und Dramatikers August Klingemann mit zahlreichen Schriftstellern und Schauspielern. Aber auch einige Briefe G. E. Lessings, ein Autograph F. Schillers sowie Schreiben von H. Hoffmann von Fallersleben und W. Raabe sind in dem Bestand vertreten. Auch eine Rarität wie Leserbriefe an die ehemalige Braunschweiger Zeitung aus der Zeit zwischen 1784 und 1888 ist enthalten. Ergänzt werden manche Briefe durch interessante Beigaben, wie etwa Bilder.

Band 2 des Werkes erschließt den Briefbestand durch ein Sach- und ein umfangreiches Namenregister. Letzteres ist personengeschichtlich außerordentlich wichtig, da es alle Absender und Empfänger der Briefe nicht nur namentlich aufführt, sondern – soweit zu ermitteln – genauere biographische Daten zu diesen enthält. So kann man das Verzeichnis als biographisches Nachschlagewerk benutzen. Vor allem im Hinblick auf nur lokal bedeutende, in größeren Lexika nicht erfaßte Personen leistet dieses wertvolles Hilfe.

Dem Bearbeiter ist für die Meisterung der nicht immer leichten Aufgabe zu danken, der Nds. Archivverwaltung aber dafür, daß sie das Werk durch den Druck der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat.

MWi

Richard Moderhack: Ernst Sander zum Gedächtnis (1898–1976). Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig. Kleine Schriften. 9. Braunschweig 1983. 28 S., 5 Schwarzweißabb. – Kart.

Nur noch wenigen dürfte heutzutage der Name des aus Braunschweig gebürtigen Literaten und

Übersetzers Ernst Sander geläufig sein. Ein bleibendes Verdienst hat dieser sich insbesondere mit der Übertragung französischer Literatur ins Deutsche erworben, so der Werke Maupassants und Balzacs. Wie hoch Sanders Leistungen als Kulturvermittler auch in Frankreich eingeschätzt wurden, zeigt sich darin, daß diesem die Offiziersklasse des Ordens „*Palmes Académiques*“ verliehen worden ist. Am 16. Juni 1983 hätte Ernst Sander, der 1976 verstorben ist, seinen 85. Geburtstag gefeiert. Das war Anlaß, diesen durch eine Ausstellung und durch die vorliegende Publikation ins Licht der Öffentlichkeit zu rücken, zumal Stadtarchiv und -bibliothek den Nachlaß Sanders bewahren.

Archivdirektor i. R. Richard Moderhack zeichnet mit der dem Archivar eigenen Akribie den nicht immer leichten Lebensweg Sanders, den er persönlich gekannt hat, nach und würdigt gleichzeitig dessen Arbeit. Im Schlußkapitel seiner Publikation gibt Richard Moderhack einen Überblick über „Die Sammlung Ernst Sander im Stadtarchiv und in der Stadtbibliothek Braunschweig“ und geht dabei dankenswerterweise auf Grundsätze der Sammlungspolitik des Archivs und auf dessen Ordnungsprinzipien ein. Porträts, die Ernst Sander in verschiedenen Lebensaltern zeigen, runden das Heft ab. Man vermißt indes den Abdruck einer oder auch einiger Proben aus dem Werk des Schriftstellers.

MWi

Kurt Kronenberg: Gandersheimer Novellen. Denkwürdige Begebenheiten aus der Geschichte Gandersheims. Bad Gandersheim: Gandersheimer Kreisblatt 1982. 232 S., mit Zeichnungen von Theda Tielking. – Pappbd. 4°.

In dem hier vorgelegten Band hat Kurt Kronenberg die Position des nur sachlich berichtenden Wissenschaftlers verlassen und sieben historisch belegte, menschlich bewegende Begebenheiten aus der Vergangenheit Gandersheims novellistisch verarbeitet. Offensichtlich selbst tief beeindruckt und innerlich beteiligt am Geschehen, läßt der Autor den Leser unmittelbar an menschlichen Konfliktsituationen teilnehmen.

Dem dient insbesondere die häufige Verwendung der wörtlichen Rede. Seine reiche historische Erfahrung andererseits befähigt den Autor, das jeweilige Zeitkolorit, vor allem in Sitte und Brauch, anschaulich werden zu lassen. Glaubenskongflikte bilden den psychologischen Hintergrund der Novellen, die zur Zeit des Schmalkaldischen Bundes handeln, aber auch die Vorbereitung der Konversion zum Katholizismus der späteren Kaiserin Elisabeth Christine wird in einer Novelle in der Hinsicht ausgeleuchtet. Andererseits wird in einigen Novellen die Tröstlichkeit der Glaubensgewißheit in menschlicher Not augenfällig, etwa in der Erzählung „Die Goldhaube der Äbtissin“. Ein Band, der nicht nur unterhalten, sondern auch zum Nachdenken anregen möchte und gewiß eine Bereicherung unter den Veröffentlichungen aus der Feder Kurt Kronenbergs. Einfühlsame Illustrationen sowie Vignetten beleben den Text.

MW

Kurt Kronenberg: Brunshausen. Vom Missionskloster zum Sommerschloß. Gandersheim: Gandersheimer Kreisblatt 1983. 64 S., 21 Schwarzweißabb. – Brosch.

Kurt Kronenberg, der emsige Chronist Gandersheims rundet das Bild von den bedeutenden kirchlichen Einrichtungen der Stadt und ihrer Umgebung durch die vorliegende knappe, aber umfassende Monographie ab, die in übersichtlicher, gut lesbarer Form die Geschichte des Missionsklosters Brunshausen nördlich Gandersheims nachzeichnet. Er kann dafür auf die grundlegenden und detaillierten Forschungen von Hans Goetting und Johannes Zahlten zurückgreifen. Die ersten Kapitel beschäftigen sich mit der Entwicklung des klösterlichen Lebens von der Missionszelle über das mittelalterliche Nonnenkloster und den Übergang zum evangelischen Bekenntnis bis hin zur Aufgabe des evangelischen Klosters durch die Konventualinnen im Jahre 1820. Es folgen ein Überblick über die Klosterverwalter, ein Kapitel über Brunshausen als Sommerresidenz der Äbtissinnen von Gandersheim und ein Ausblick auf die gegenwärtige Situation.

MWi

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

---

## Inhalt

der Hefte 1–4 des 69. Jahrgangs 1983

Dr. Werner Flechsig zum 75. Geburtstag Von Alfred Tode . . . . .	1
Die großen Hochwässer an Innerste und Oker 1981 Von Martin Schmidt . . . . .	3
Kleine Kulturgeschichte der Dorfkirche in Watzum (Kreis Wolfenbüttel) Von Falko Rost . . . . .	12
Zum Gedenken an den Petrefaktensammler Otto Klages Von Heinz Röhr . . . . .	27
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1982 Von Mechthild Wiswe . . . . .	29
Naturschutz-Bemühungen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz im Jahre 1982 Von Dietmar Brandes . . . . .	30
Die Künstlerfamilie Querfurt im Spiegel barocker Hofkultur des Herzogs Anton Ulrich Von Wolfgang Kelsch . . . . .	33
Der Hauptschulgarten in Braunschweig – eine frühe Siedlungsstelle Von Holger Fischer . . . . .	47
Die Ahorn- und Ulmenarten in der Volkssprache und in den Orts- und Flurnamen Ostfalens. Ein wortgeographischer Beitrag zur heimischen Pflanzengeographie Von Werner Flechsig . . . . .	53, 91
Der Wendehals, ein seltener Brutvogel im Braunschweiger Raum Von Rolf Jürgens . . . . .	61
„Zum neuen Jahre“ Mitgeteilt von Mechthild Wiswe . . . . .	65
Luther und die Stadt Braunschweig 1517–1546 Von Wolfgang A. Jünke . . . . .	66
Grundlagen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Helmstedter Raumes im 19. Jh. Von Rolf Volkmann . . . . .	79
Abschiedsgruß an Helene Evers (1892–1983) Von Heinz Eichhorn . . . . .	101
Ansprache anlässlich der Ernennung von Dr. Wilhelm Bornstedt zum Ehrenheimatpfleger der Stadt Braunschweig am 11. Oktober 1983 Von Hartmut Scupin . . . . .	105
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	31, 64, 107